

Neue Monatshefte

für

Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben

von

Oscar Blumenthal.

1. Band. 1875. Heft 5.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

NW: Louisenstraße 32.

Mai 1875.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmässig am Ende jedes Monats im Umfang von 5–6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Elegien des Properz.

Verdeutscht von Emanuel Geibel.

I.

Frei schon dacht' ich zu sein und verschwur auf immer die Mädchen,
Aber verrätherisch bricht Amor den Friedensvertrag.
Weßhalb muß solch reizend Geschöpf auch wandeln auf Erden?
Ja, nun fass' ich's, daß einst Jupiter Mädchen geraubt.
Dunkelstes Gold ist das Haar und die Hand zartlänglicher Bildung,
Fürstlich der Wuchs und der Gang würdig der Schwester des Zeus,
Oder wie Pallas am Fest zum Altar von Dulichium hinwallt,
Gorgo's Schlangengelock um die gepanzerte Brust.
Auch der Ischomache dünkt sie mich gleich, der lapithischen Heldin,
Die sich zum köstlichen Raub trunk'ne Centauren ersah'n.
So auch ruht' an der heiligen Flut des Böbeischen Sees wohl
Brimo's *) hehre Gestalt zärtlich an Hermes geschmiegt.
Ja, sie besiegt selbst euch, ihr Olympischen, die ihr dem Hirten
Droben am Ida den Reiz göttlicher Glieder enthüllt —
O mag nimmer die Zeit dies Haupt feindselig berühren,
Sollt' es ein Alter auch sehn, greise Sibylla, wie deins!

II.

Der du noch eben geprahlt, kein Mädchen bestricke dich wieder,
Zappelst im Garn und zu Fall kam der vermessene Stolz;
Kaum vier Wochen der Rast, Unseliger, hast du ertragen,
Und schon wieder ein Buch schreibst du, verliebt wie ein Thor.
Freilich, es galt den Versuch, ob ein Fisch sich eher an's Trockne,
Ob ein Keuler sich eh'r an das Geschaukel des Meers,
Oder ob ich mich Nachts an ernstes Studieren gewöhnte —
Liebe verreist wohl einmal, aber sie wandert nicht aus.
Doch nicht fesselt mich so das Gesicht, wie zart es gefärbt ist —
(Und den Lilien blüht meine Gebieterin gleich;
Wie wenn Mäotischer Schnee wetteifert mit spanischem Purpur
Oder in lautere Milch Blätter die Rose zerstreut)
So nicht reizt mich das Haar, um den schimmernden Nacken sich ringelnd,
Nicht der Augen in's Herz zündendes Doppelgestirn,
Oder die Brust, wenn sie sacht aus arabischer Seide hervorlauscht,
(Wahrlich, um zärtlich zu glühn, braucht' es der Gründe nicht mehr!)
Nein, das reißt mich dahin, wenn sie tanzt, vom Weine begeistert,
Schön, wie den bacchischen Chor einst Ariadne geführt,
Wenn sie, ein schmelzendes Lied auf äolischer Leyer versuchend,
Mit aganippischer Kunst spielend die Saiten beherrscht,

*) Proserpina.

Oder als Dichterin heut an die Seite sich stellt der Corinna,
Morgen Erinna's Gesang kühn zu verdunkeln sich müht.
Hat bei deiner Geburt, Holdselige, neben der Wiege
Dir zum Segen vielleicht Amor, der heitre, genies't?
Denn die himmlischen Gaben verleiht uns Menschen ein Gott nur,
Nicht von der Mutter genährt, glaube mir, sogst du sie ein.
Nein, solch hohes Geschenk stammt nimmer aus sterblichem Samen,
In zehn Monden noch nie wurde so Köstliches reif.
Drum auch wirst du nicht stets mich beglücken in irdischem Bunde,
Jupiter's Lager dereinst theilst du, die Erste aus Rom;
Bist du doch einzig erblüht als die Krone der römischen Mädchen,
Nie seit Helena schaut' ähnlichen Zauber die Welt.
Und ich verwundre mich noch, daß an dir sich die Jugend entzündet?
Herrlicher wäre ja selbst Troja verlodert um dich.
Sonst zwar faßt' ich es kaum, wie sich Asia dort und Europa
In so schrecklichen Krieg nur um ein Mädchen gestürzt,
Doch jetzt geb' ich euch Recht, dir Paris und dir Menelaus,
Dir in der Forderung, dir, weil du sie trotzig versagt.
Dürfte doch auch für Cynthia's Reiz ein Achill in den Tod gehn.
Priamus, schaut' er sie nur, hieße die Fehde gerecht.
Wer drum Schöneres gern, als der Vorzeit Meister erschüfe,
Wähle zum Urbild der meine Gebiet'rin sich aus;
Zeig' er im Westen sie dann der bewundernden Welt und im Osten,
Und in Liebe verglüh'n Osten und Westen für sie.

III.

Nicht so freudig beging den Dardanertriumph der Atride,
Als Laomedons Burg endlich, die mächtige, fiel,
So nicht jauchzte das Herz dem Ulyß am Ziele der Irrfahrt,
Als er der Sehnsucht Land, Ithaka's Ufer betrat,
Nicht so selig umschlang den geretteten Bruder Elektra,
Dessen vermeintes Gebein kaum sie mit Thränen beströmt,
Wie ich selber in Wonne geschwelgt die vergangene Nacht durch,
Wollt ihr unsterblich mich sehn, gönnt mir noch eine wie die!
Freilich, so lang' ich, den Nacken gebeugt, demüthig einherschlich,
Hieß langweilig ich ihr, wie ein versumpfender Teich.
Doch nun gab sie es auf, gleichgültig die Spröde zu spielen,
Nicht mehr stellt sie sich taub, schütt' ich in Klagen mich aus.
Hätt' ich nur früher erkannt, was Noth thut, Mädchen zu rühren,
Nicht dem Verschmachteten erst würde die Labung zu Theil.
Und mir schimmerte doch, mir Blindem, der Pfad vor den Füßen,
Doch wen Liebe bethört, hat er noch Augen, zu sehn?
Jetzt erst weiß ich, was einzig euch frommt: Thut kalt, ihr Verliebten!
Und was sie heut noch versagt, bieten sie morgen von selbst.
Andere pochten am Laden umsonst und riefen sie: Herrin!
Aber an mich voll Ruh schmiegte sie zärtlich das Haupt.
Das ist größerer Sieg, als hätt' ich die Parther bezwungen,
Könige, Beute, Triumph acht' ich dagegen gering.
Nun soll köstlicher Schmuck, Cytherea, die Säule dir kränzen,
Und mit goldener Schrift nenne den Geber das Lied:
„Diese Trophäen erhöht vor deinem Tempel, o Göttin,
Weil er die seligste Nacht liebend verschwärmte, Properz."

Ein Friedenstifter.

Novelle von Alfred Meißner.

I.

Es war, wo die letzten Häuser stehen. Das Abendroth beschien eine Reihe niederer Dächer, Erker und Rauchfänge.

Auf dem Hausgang eines alten verwitterten Gebäudes stand ein Mann von hohem Wuchse, in den dreißiger Jahren und sah einem blonden Knaben zu, wie er im Hofe den Ball an die Wand schlug und, die Linke in die Hüfte gestemmt, ihn mit der Rechten gewandt und sicher wieder auffing. Eine eigenthümliche Bewegung, ja Ergriffenheit malte sich in den Zügen des Mannes, aber er lächelte nur, ohne ein Wort laut werden zu lassen und verbarg seine Stimmung selbst vor der alten Frau, die, den Strickstrumpf über den Arm geworfen, unfern am Geländer lehnte.

„Wie ist der aufgeschossen!“ dachte er. „Sechs Jahre erst und schon so kräftig und gewandt, und der Mutter ähnlich in jedem Zuge, ja, in jeder Bewegung . . . Nur das blonde Haar hat er vom Vater und das steht so eigen zu seinen dunkelbraunen Augen. Wirklich, ihr Ebenbild, als wäre er ihr jüngerer Bruder oder gar sie selbst in Knabenkleidern. So glücklich, so heiter, so wohl gerathen, so viel versprechend! Und ich soll ihn verlassen, kaum daß ich mich wieder in seinem Herzen befestigt habe? Es wäre ein Glück ihn mitnehmen zu können. Und von Rechtswegen sollte es doch so sein. Wie viel ich entbehre! Ihn immer um mich zu haben! Ein herrlicher Junge, möchte Jeder ausrufen. Und die Antwort wäre, mein liebes Kind, mein Sohn . . . . . Aber wie sollte das sich machen lassen? Erstlich die Fragen der Welt: Woher der Knabe? Wer war denn seine Mutter? Nun, darüber könnte man sich hinwegsetzen — aber was würde die Frau dazu sagen? Fände der Knabe jemals eine zweite Mutter an ihr? Würde er nicht gerade im Hause des Vaters den Irrthum seiner Geburt erst recht merken? Hier wuchs er auf, wie ein junges Bäumchen unbeachtet im Walde. Wie aber dort?“

„Komm', Ernst!“ rief in diesem Augenblick die Alte. „Herr Wilborn will gehen!“

Der Herr und die Alte waren wieder ins Wohnzimmer getreten. Es war eine niedere Stube mit kärglichem Mobiliar: einem Tische, dem Sorgenstuhl der alten Frau, einigen hölzernen Schemeln. Durch's niedere Fenster blickte die Abendsonne und beschien ein paar alte Holzschnitte an der Wand.

Fritz hatte indeß den Ball noch einmal und doppelt so hoch geworfen und kam jetzt lärmend die hölzerne Stiege hinangesprungen. Mit einem Satze war er im Zimmer. Der „Onkel“ fing ihn auf, hob ihn hoch über sich empor und wischte den Schweiß von seiner lockigen Stirn.

„Nur gar zu lebhaft ist der Junge!“ meinte die Alte. „Sie glauben gar nicht, wie viel unruhige Stunden er mir macht. Ich bin noch so ziemlich munter, wie es eine Frau in meinen Jahren nur sein kann, der liebe Gott erzeigt mir noch eine große Gnade in meinen alten Tagen — wenn ich aber denke, daß ich meine Siebzig auf dem Rücken habe und der Wildfang da einmal plötzlich allein auf der Welt stehen wird —“

„Ei, rede doch nicht solche Dinge, Großmutter!“ fiel ihr der Knabe in die Rede und sprang an sie heran, ihr Gesicht streichelnd. „Du bist ja noch gar nicht so alt, Du mußt auf der Welt bleiben bis ich ein Mann bin. Und da will ich recht für Dich sorgen. Ein Haus baue ich Dir; nicht groß, aber so bequem, so bequem —“

„Was, wirst Du auch bauen?“ fragte Wilborn.

„Freilich. Ich heiße Ernst, wie Du, und werde ein Baumeister, wie Du.“

Wieder verweilte Wilborns Hand auf dem krausen Haar des Knaben und seine Augen blickten ihn mit unendlicher Liebe an, als hätten sie tausend schöne Anlagen entdeckt, die hinter dieser kleinen Stirne schlummerten.

„Nicht wahr, morgen gehst Du noch nicht fort?“ fragte der Knabe.

„Thut es Dir leid, wenn ich gehe?“

„Mehr, als ich es sagen kann,“ war die Antwort. „Ich habe alle meine Kameraden zusammengenommen nicht so lieb wie Dich. Du bist mein bester Kamerad, weißt so schöne Geschichten und immer neue Spiele.“ —

„Gingst Du am Ende gar mit mir?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte der Knabe ernsthaft und tief in Gedanken. „Du sollst ein gar schönes Haus haben mitten in einem Garten. Aber — vor der Tante würde ich mich fürchten. Zu einer so großen vornehmen Dame könnte ich gar kein Zutrauen haben.“

„Wer hat Dir denn gesagt, daß meine Frau eine stolze vornehme Dame ist?“ fragte Wilborn. „Sie ist nicht anders, als die Frauen, die Du hier in der Stadt siehst!“

„Nicht anders als die andern Frauen? Sieht sie nicht sehr streng aus? Trägt sie nicht ein schwarzes Kleid mit einer langen Schleppe und eine Krone auf dem Kopfe?“

„Wer hat doch dem Jungen das alles in den Kopf gesetzt?“ fragte Wilborn.

„Der Himmel weiß es,“ sagte die Alte. „Aber da müssen Sie ihn nur recht kennen, Herr Wilborn. Er macht sich über allerhand Bücher her, da liest er von Rittern und Ritterfrauen und träumt dann das tollste Zeug. Hinterher läßt er sich's nicht wieder ausreden.“

„Ich sollte wirklich wieder heim,“ sagte der Besucher nach einer Pause schwermüthigen Sinnens. „Ich bin so lange schon vom Hause abwesend. Aber ich bin wie hier festgebannt. Der da ist schuld daran“ — setzte er mit leiserer Stimme hinzu.

„Nun sieh',“ sagte der Kleine und klatschte in die Hände. „Morgen reisest Du

noch nicht. Und nach der Schule will ich zu Dir kommen, dann gehen wir miteinander auf die Stadtschanze und wollen zusehen, wie der Zug ohne Dich abfährt. Willst Du?"

Er hielt die kleine Hand hin.

Der so Gefragte schlug ein und küßte das Kind.

„Also auf Wiedersehen morgen!" sagte er.

Bald darauf entfernte er sich.

Während Wilborn so hinschritt durch die Gassen und, aus dem ärmeren Stadttheil kommend, sich den eleganteren Quartieren näherte, arbeiteten seine Gedanken in der durch den Besuch angeregten Stimmung weiter.

„Bisher ist alles gut gegangen," sagte er. „Die Alte ist aller Nahrungssorgen enthoben. Ihr und dem Knaben ist nichts abgegangen. Auch seine Erziehung ist nicht vernachlässigt worden. Er hat zwar grobes Kornbrod gegessen; es ist ihm aber wohl bekommen. Seine Gespielen sind die Söhne braver Handwerker. Doch lange geht das nicht mehr so fort. Wenn die Alte stirbt, welchen Händen vertraue ich ihn an? Er soll studieren. Da wird das Fragen angehen, wem er eigentlich angehört?" . . .

Dem so Hinwandelnden wurde indeß von Leuten aus dem Bürger- wie aus dem Arbeiterstande mancher achtungsvolle Gruß zu Theil. Ernst Wilborn hatte hier mit kurzen Unterbrechungen ein volles halbes Jahr gelebt und den Bau des neuen Rathhauses geleitet, das jetzt, nach seinen Entwürfen ausgeführt, als Schmuck der Stadt dastand. Ein freudiger Stolz des Architekten auf seine Schöpfung wäre nur gerechtfertigt gewesen. Aber von freudigen Empfindungen war auf seinem Gesichte nichts zu lesen.

„Ei, guten Abend, Freund Wilborn," redete ihn ein alter Herr an. „Es freut mich, Sie zu treffen und Ihnen mein Compliment — nein, meinen herzlichen Glückwunsch zur Beendigung Ihres Baues darbringen zu können. Ich komme eben von dort. Schön, ausgezeichnet. Ein Werk, an das Ihr Name geknüpft bleiben wird. Ich wußte, daß wir etwas Schönes zu erwarten hätten, aber die Ausführung stellt es noch ganz anders hin."

„Sie sind ein feiner Kenner, Herr Regierungsrath, und haben viel gesehen," erwiderte der Baumeister. „Es freut mich, Sie zufrieden gestellt zu haben."

„Zufriedengestellt? sagen Sie entzückt!" entgegnete der alte Herr. „Und ich bin nur eine einzelne Stimme im allgemeinen Chorus. Die Sache freut mich mehr, als ich Ihnen sagen kann — stehe ich doch als langjähriger, ja ich kann sagen, als väterlicher Freund vor Ihnen. Die Regierung wird unfehlbar dem Schöpfer des Baues eine Auszeichnung zu Theil werden lassen. Merken Sie was? Das wird hoffentlich auch eine Wirkung auf die Ansichten der freiherrlichen Familie Scheuern haben."

„Auf die Ansichten der Eltern und Verwandten meiner Frau?" erwiderte Wilborn. „Mir ganz gleichgültig. Wie ich nun einmal denke, meine letzte Frage. Der Bau ist gut gerathen. Das ist genug. Gute Nacht, Verehrtester!"

Damit entfernte er sich und schritt langsam seines Weges weiter.

„Wie kalt mich alles das läßt!" sagte er zu sich selbst. „Ich weiß nur Eins: daß ich nach dem Uebermaß von Thätigkeit wieder mehr als je das Gefühl des

innern Zwiespalts haben werde — der tief innern Zerrüttung. Ich hatte über der Arbeit viel vergessen — nun sie beendet ist, was fange ich an?"

Die Welt hielt Wilborn im Allgemeinen für einen vom Glück bevorzugten Menschen. Bis vor kurzem war er es auch. Er hatte sich aus den ärmlichsten Verhältnissen zu einem berühmten, geachteten, wohlhabenden Manne emporgearbeitet, das war viel. Als er nun noch, der hochbegabte Künstler, schön, jung, zu allen Hoffnungen berechtigend, vor etwa fünf Jahren Luzie von Scheuern in sein Haus führte, da schien er der glücklichsten Sterblichen Einer. Seinetwegen hatte ein selten schönes Geschöpf dem Zorn der Eltern und allen Hindernissen Trotz geboten. Es war auch keine niedere Hütte, in die er die junge Baronin führte: seine Vermögensverhältnisse waren glänzend und versprachen noch mehr für die Zukunft. Ein Jahr verging auf Reisen. Nun aber stellte sich — allerdings nur für die Zunächststehenden erkennbar — eine gewisse Ernüchterung bei Beiden ein. Die gefeierte Schönheit, ihrem vornehmen Umgang entrissen, genügte sich nicht in bürgerlichen Kreisen und fand sich in einem einförmigen, begrenzten Leben nicht zurecht. Und doch war das alles noch erträglich, bis vor ungefähr einem Jahre eine Verwandlung eintrat. Da schwand das aus Wilborns Brust, was die Ehe erst zur Ehe macht: der Geist, der Hauch des Vertrauens. Ja, das Vertrauen war dahin. Ein ehemaliger Anbeter war wieder aufgetaucht: er hatte ein Landhäuschen in der nächsten Nachbarschaft von Wilborns Besitzung gemiethet. Da wurde Wilborn finster und nachdenklich, ein Geist der Entfremdung kam über ihn, die Liebe zu seiner Frau, so oft sie wieder herausbrechen wollte, traute sich nicht mehr hervor und verlosch. Der reiche junge Cavalier, ohne eigentliche Beschäftigung, konnte gehen und kommen, wie es ihm beliebte, und es hätte Wilborn auch bei weniger klarem Blicke, als er in der That besaß, auffallen müssen, daß die Ankunft des Herrn von Orelli meist mit Wilborns längeren Abwesenheiten vom Hause zusammenfiel. Manche Kunde von Begegnungen zwischen der Frau und dem ehemaligen Verehrer kamen zu Wilborns Ohren. Da zog sich Alles krampfhaft in seiner Brust zusammen. Er wollte die Sache vorbringen — Vorwurf, Anklage standen schon auf seiner Lippe, da verschluckte er wieder jedes Wort und wurde eiskalt. Er grollte mit seiner Frau und mit sich und begann das Leben mit einer gewissen düstern Gleichgültigkeit anzusehen: eiskalt gegen Alles, auch gegen sein eigenes ferneres Schicksal. Doch nur scheinbar starr. Der Wurm, der an seinem Herzen nagte, ließ ihn keine Stunde mehr los.

Als er jetzt in den Gasthof trat, in welchem er seit Monaten wohnte, wurden ihm vom Portier zwei Briefe eingehändigt. Mit finstrem Blicke verweilte er eine Zeitlang bei der Adresse, dann steckte er sie zu sich, ließ sie aber, auf seinem Zimmer angekommen, uneröffnet liegen. Seine Erinnerungen schweiften sieben, acht Jahre zurück, das Bild der Mutter jenes Knaben, den er so eben geherzt, schwebte wie eine Lichtgestalt vor seinem innern Auge empor. Er wußte wieder einmal, wie sehr er sie geliebt. Dort, in der Vergangenheit, die nicht zurückzurufen und nicht zurückzunehmen war, schien ihm das Glück zu liegen. Er hatte es verschmäht, hatte es selbst vernichtet. Die Mutter war gestorben und vielleicht hatte auch der Kummer seinen Theil an ihrem jähen Tode — das Kind war geblieben. Ein holder Knabe, schuldlos am Irrthum, am Fehl seiner Eltern und doch durch diesen zurückgesetzt und schwer getroffen, wiewohl er es jetzt noch nicht empfand ....

Es lag eine gewisse Vergeltung in diesem Schicksal. Wilborn fühlte sie. Es war ihm ja auch zu Muthe, als müsse er seine alte Schuld durch sein heutiges Leid tilgen. Das verführte Mädchen hatte ihm auf dem Todtenbette prophezeit, er werde fürderhin kein Glück mehr auf Erden haben — trotz eines vergänglichen Scheines günstigen Geschicks war es schließlich eingetroffen — er hatte keins.

Endlich — die Kerzen waren schon tief herabgebrannt — griff Wilborn nach den beiden Briefen. Er öffnete den einen von einer festen Männerhand geschriebenen und las darin, während sich in seinem Gesichte der Ausdruck tiefer Sorge malte, die folgende Stelle:

„In Betreff des Punktes, der Dich so sehr beunruhigt, sage ich Dir Alles, was ich weiß. Hätte ich Anlage zum Spion, könnte ich vielleicht ausführlicher sein — aber ob Du dann mehr Positives erführest, ist wieder zweifelhaft. Der Bewußte ist wirklich wieder hierher zurückgekehrt, er war gerade ein Vierteljahr abwesend. Er sitzt jetzt in seinem Landhäuschen und hat mit den Leuten der Stadt so wenig Verkehr wie ehedem. Daß er L. öfter sieht, ist gewiß, daß er seine Besuche geheim hält, ebenso. Neulich begegnete er mir — wie gewöhnlich zu Pferde —, als mich ein Spaziergang in die Nähe Deines Gutes geführt. Es war um Sonnenuntergang, er auf dem Heimweg. Es scheint mir allerdings rathsam, daß Du bald heimkommst und Ordnung schaffst . . . . . ."

Nachdem Wilborn wenigstens vorläufig mit diesem Briefe fertig geworden, nahm er den zweiten zur Hand. Er sah das Siegel an und wollte es mit einer heftigen Bewegung aufreißen, dann legte er den Brief wieder unerbrochen auf den Tisch.

„Sie ist mir untreu! Ich habe sie verloren!" murmelte er, indem er aufstand und stürmisch im Zimmer auf- und abging. „Wenn sie Stolz hätte, Stolz, und mir in diesem Briefe ankündigte, daß sie um diese Stunde mein Haus verlassen — dann —"

Rasch griff er nach dem Briefe und riß ihn auf.

Nachdem er ihn mit funkelnden Augen durchflogen, warf er ihn weit weg, indem er bitter auflachte.

Seine Frau bat ihn, seine Heimkehr zu beschleunigen, „denn ihre schwere Stunde rücke heran, und da thue der Frau mehr als je die Nähe des Gatten noth."

Der ersten wilden Aufwallung des in seinem Glauben betroffenen Mannes folgte ein tiefer stechender Schmerz.

„Ich könnte sie noch achten, wenn sie stolz wäre und wahrhaft!" rief er. „So aber — so —"

Er versank tief, tief ins Gefühl seines Elends.

„Ja," fuhr er dann wieder auf, „es wird geschehen nach deinen Worten, alter treuer Freund! Ich werde kommen und werde Ordnung machen! Sie soll mein Haus verlassen. Sie soll mit ihrem Liebhaber hinziehen, wohin sie will. Ein Kind, das ich mit Zweifeln in der Brust aufnehme, wird nie mein Kind sein, nie. Sie soll in die Welt mit ihm und dem Kinde. Dann aber bin ich noch nicht zu Ende." —

Er griff nach einer kleinen Pistole, die in einem Kästchen auf dem Tische lag, lud sie und zielte nach dem Kopfe einer Gypsfigur, die etwa zehn Schritt weit auf einer Console an der Wand stand.

Eine Weile blieb der Arm fest wie der eines Steinbildes ausgestreckt.

Dann knallte es und gleichzeitig fiel das kleine Köpfchen auf den Teppich.

„So recht,“ rief er jetzt bitter; „wir verstehen uns doch auch auf Pistolen? ... Der Knabe sah sie im schwarzen Trauerkleid. Allerdings könnte es auch der officiellen Trauer um mich gelten ... Ich reise morgen.“

II.

Es war an jenem zu Wilborns Heimreise bestimmten Tage.

Der Wind, der sich mit einbrechender Nacht erhoben, wühlte in den das einsame Haus umgebenden Baumwipfeln und klatschte in den Aesten.

Am Fenster stand die hohe Gestalt einer elegant in dunkle Farben gekleideten Frau. Ihr Gesicht war ein schönes, feines, blasses Oval, und vom schönsten schwarzen Haar gekrönt. Züge des Grames lagen darauf und machten es nur um so interessanter. Stirn und Mund hatten etwas Finsteres und Verschlossenes. Die Augen blickten in die Dunkelheit draußen, die kaum einen Gegenstand erkennen ließ.

Das war Lucie, Wilborns Gattin.

Sie wußte, daß Jemand auf der Höhe, hinter dem Hause im Pavillon warte und durfte sich auch von solchem Wetter nicht abhalten lassen, mit ihm zu sprechen. Sie durfte aber auch nicht fortgehen, bis das Stubenmädchen, das scharfe Augen hatte, aus dem Hause war. Sie hatte demselben einen Auftrag ertheilt und zählte die Minuten, bis sie die Hausthüre gehen und die Person sich entfernen gesehn haben würde.

Dies war endlich der Fall. Nun warf die Frau plötzlich einen Regenmantel um, griff nach einigen Schlüsseln, die im Nähkörbchen lagen, öffnete die Thür und schlüpfte so leise als möglich die Treppe hinunter und zum Hause hinaus.

Die bereits nächtige Stille des Parkes war der Hineilenden unheimlich. Der Ton, welchen der Luftzug in den Wipfeln der Bäume verursachte, dann wieder das Klatschen der nassen Blätter, Alles erregte ihr Grausen. Immer eiliger ging sie den Fußsteig hin über die Brücke, dann den Pfad zum Bache entlang und durch den mannshoch stehenden Jungwald hinauf. Doch eine Last lag auf dem Herzen, daß sie nur mühsam athmen konnte. Athemlos, zum Niedersinken müde, erreichte sie den Pavillon.

Er war leer.

Hatte er nicht Wort gehalten?

Sie blickte mit funkelnden Augen umher.

Doch schon ließen sich Schritte im nassen Sande vernehmen, die Gestalt eines Mannes näherte sich Luzien und fing sie fast in seinen Armen auf.

„Ich verzweifelte nach anderthalbstündigem Warten und gab schließlich jede Hoffnung auf,“ sagte der junge Mann. „Ich war schon fortgegangen — da war mir als höre ich Schritte —“

„Es war nicht früher möglich,“ sagte Luzie.

„Und ich soll wirklich reisen? Sie geben mir den Abschied? Nein. Ich gehe nicht!“

„Das hieße die Gewalt mißbrauchen, die Ihnen die Umstände über mich eingeräumt haben.“

Der junge Mensch blickte in die schönen Augen und verglich das Heute mit jenen vergangenen Tagen, da er diese selben finstern Augen schmelzen und die Lippen dieses harten Mundes so lieblich lächeln gesehen.

„Aber Wilborn kann jeden Tag eintreffen," sagte er nach einer Pause. „Es könnte ihm dummes Geschwätz der Leute zu Ohren gekommen sein. Es könnte zwischen Ihnen Beiden Streit geben — in Ihrer Lage! Ich halte es für meine Pflicht als Mann von Ehre, dazubleiben — möglicherweise zu Ihrem Schutze." —

„Lassen Sie das," war die Antwort. „Ihre Sorge um mich geht zu weit. Ueberlassen Sie mich nur mir selbst. Von Ihnen verlange ich nur Eins, binde es Ihnen auf die Seele: gehen Sie."

Der junge Mensch verharrte nach diesen Worten Luziens minutenlang in düsterem Schweigen. Seine Züge, die sich häßlich verzerrten, drückten einen heftigen Kampf aus. Endlich sagte er in abgerissenen Sätzen heftig und bitter:

„Verkehrtes Frauenherz! Sie stoßen die Hand zurück, die Sie aus dem Abgrund des Leids reißen möchte. Doch Sie wollen nicht hören. Sie verlangen meine Entfernung. Ich gehorche. Sie wollen sich allein berathen. Was bleibt mir übrig? Ich gehe."

Nach einer Pause fuhr er fort:

„Soll's für immer sein?"

„Hoffentlich," erwiderte die Frau mit eisiger Kälte.

„Luzie, das sagen Sie mir bei unserer Trennung? Das hab' ich nicht verdient!" rief er aufspringend.

„Kann ich anders denken?" fragte die Frau. „Ich wollte, ich hätte Sie nie wiedergesehn!"

„Das ist doch das schmählichste Ende einer Liebe! Das schmählichste, das sich denken läßt!" rief der junge Mensch mit wilder Heftigkeit. „Jetzt müßte auch ich wünschen, Sie nie gekannt zu haben. Und in der That, wär's der Fall, hätte ich Sie nie gesehen, mir wäre besser! Ihnen danke ich tausend Stunden des Leids, des Grams, der Wuth. Seit dem Tage, da ich Sie zuerst gesehen, habe ich nur durch Sie und von Ihnen gelitten. Daß Sie meine Gattin wurden, erschien mir als der Gipfel meiner Wünsche, als mein höchstes Glück. Aber ich wurde abgewiesen, ich war Ihnen zu roh, zu unwissend. Dem Künstler dagegen warfen Sie sich an den Hals, brachen seinetwegen mit Ihrem ganzen Hause. Wurden Sie glücklich? Nein. Ich fand Sie als vernachlässigte, unzufriedene Gattin wieder, ernüchtert, abgespannt, abgehärmt. Ein wenig schmolz doch das kalte Herz, als Sie den treuen alten Verehrer wiedersahen. Und die Langeweile ist groß, wenn der Mann Vierteljahrelang vom Hause bleibt. Da kommt wohl eine Stunde, wo ein alter Liebhaber begünstigt wird. Aber ein Thor, der dem Allen traute! Mir wenigstens gelingt's nicht, in dieser Brust ein dauerndes Gefühl zu wecken. Flüchtiges Glück, falsch wie ein Irrwisch, hinterdrein Zurücknahme, Abweisung, Frost! Ich bringe Opfer. Der Vergnügling verläßt Freunde, Vergnügungen; die ganze Welt läßt er im Stich, um in einer Wildniß zu sitzen und zu seufzen. Er trägt Ihre heftigen Launen, er verlebt tausend öde Stunden — weil er noch ein paar glückliche hofft — es rührt Sie nicht. Und der Thor liebt Sie noch immer — noch immer bis zum Wahnsinn! Doch wie gesagt, Alles ist aus. Ich soll gehen und nicht wieder kommen. Es hieße Ihr Glück

stören. Und so geh' ich denn — aber Sie werden noch von mir hören — merken Sie sich's wohl — Sie werden noch von mir hören!"

Nach diesem stürmischen Erguß einer rohen ungestümen Leidenschaft schlug der junge Mensch seinen Mantel heftig um sich und stürmte ohne jedes weitere Wort davon.

Die Frau erhob sich und machte ein paar Schritte in der Richtung des Davoneilenden. Sie wollte rufen, aber ihre Stimme versagte. Krampfhaft klammerte sie sich an's Treppengeländer. Die letzten Worte des Zornigen klangen ihr noch in den Ohren.

Mit nassem Mantel, mit verstörtem Antlitz und vor Kälte bebenden Gliedern war Luzie auf ihr Zimmer zurückgekommen.

Rasch machte sie im Kamin ein Feuer an, hing den Mantel zum Trocknen über einen Stuhl und warf sich auf einen Schemel nieder, der seitwärts vom Kamin stand.

„O, wo war mein Verstand?" klagte sie. „Schleichen müssen von Angst zu Angst, durch einen dunklen Gang, wo die Gespenster der Unruhe, der Furcht vor den Folgen des Wagnisses, des vorwurfsvollen Gewissens uns anfallen — das heißt nicht leben! O, wo war mein Verstand?"

Nach einer Zeit düstern Brütens erhob sie sich, wechselte ihre Kleider und brachte den verrätherischen Mantel in einem Schranke unter.

Es war um die Zeit, wo das Stubenmädchen zu kommen pflegte, um ihr beim Auskleiden behülflich zu sein.

Wirklich trat sie ein, ein Frauenzimmer in der Mitte der Dreißig, mit scharfen, klugen Gesichtszügen.

Sie hob das von der Frau abgelegte Kleid vom Stuhle, trat damit zur Lampe und betrachtete es mit gleichsam verächtlichen Mienen.

„Sind denn Madame heute Abends noch ausgewesen nachdem ich fortgegangen?" fragte sie, den Saum des Kleides musternd. „Im Garten? Bis hinauf zum Pavillon? Dort nur ist solch' lehmiger Boden. Und bei diesem Wetter."

Sie warf das Kleid über eine Sessellehne.

„Natürlich werden Madame das Kleid nicht mehr tragen," sagte sie wieder, die Nase rümpfend. „Es ist zu arg verdorben."

„Was soll all' dies Reden?" fragte Luzie. „Morgen ist's Zeit genug, danach zu sehn."

„Ich sage nur," entgegnete das Stubenmädchen vor Luzie hintretend, „daß wenn Madame einen Auftrag hatten, Sie mich hätten schicken können. Mein Wille ist der beste, das sollten Madame überzeugt sein. Meine früheren Herrschaften haben mir mehr Vertrauen geschenkt, als ich hier finde, das muß mich begreiflicherweise kränken. Mein Gott," fuhr sie nach einer Pause fort, wie mit einem Rucke. „Manche Herrschaften handeln gerade gegen ihren Vortheil. Der Dienstbote erräth doch ohnehin Alles. Schenkt man ihm sein Vertrauen, so ist er dafür wieder zur Discretion verpflichtet."

„Was wollen Sie? Ich habe keine Geheimnisse," entgegnete Luzie.

„Desto besser!" erwiderte das Mädchen. „Desto besser. Wer aber keine hat, der sollte sich um so mehr vor dem Gerede der Leute hüten."

Damit fuhr die Person zur Thür hinaus.

„Das gehört mit zu meinem Strafgerichte!“ rief Luzie sich selbst an. „Meinem Martyrium dürfen auch die wie Peitschenhiebe treffenden Anspielungen, darf auch der Hohn des Gesindes nicht fehlen. Doch nur Eins zum Andern! Leiden, Dulden ist fortan mein Loos!“

Dieser kleine Vorfall genügte, in der Brust der Frau das Gefühl ihres Elends neu zu schärfen. War das wieder einmal eine elende Nacht! Wenn es Momente giebt, welche die ärgste Schuld sühnen und wieder rein waschen können — hier war eine Welt solcher Momente beisammen. Einem hochgeachteten Mann — das war Wilborn gewiß — war sie untreu geworden, und um dieses Menschen willen! O die Schuld ist nicht werth, daß man sie begehe, dachte sie; auch dann, wenn sie straflos bliebe, ist sie es nicht werth. Es war Luzien zu Muthe, als ob sie fürderhin keine Nacht mehr werde ruhig schlafen können. Wilborn wuchs vor ihr zu dem empor, was er vorher nie gewesen: zum Herrn und Meister ihres Schicksals, ihrem Richter. Es schien ihr, daß, wenn er ihr jemals verzeihen könne, sie ihn dafür auch unendlich werde lieben müssen, aber, daß sie das nicht hoffen durfte, daß zwischen ihr und ihm ihre Schuld unvernichtbar stehen werde, das machte sie elend und drückte sie zu Boden.

Müde von Nachdenken, erschöpft von Sorgen, krank von Leid löschte sie erst lange nach Mitternacht das Licht und ging zu Bette.

Luzie hatte kaum eine kurze Weile gegen Morgen geschlafen, als sie durch ein Klopfen an der Thür geweckt wurde. Das Stubenmädchen trat ein.

„Ich habe Madame,“ sagte sie, und wieder funkelten ihre dunkeln Augen, „eine schreckliche Nachricht mitzutheilen. Werden Madame auch Fassung genug haben, sie anzuhören? In ihrem Zustande? Es hat sich ein Unglück zugetragen ....“

„Was ist geschehen?“ fragte Frau Wilborn. „Reden Sie! Ich bin auf Alles gefaßt.“

„Herrn von Orelli ist gestern Abend beim Heimreiten ein Unglück zugestoßen. Sein Pferd ist kurz vor der Stelle, wo die Landstraße die Bahnlinie kreuzt, scheu geworden und hat ihn abgeworfen.“

„Ist er todt?“

„Er ist todt.“

Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen:

Als der junge Mann über den Plankenzaun des Wilborn'schen Gutes gestiegen, war er auf sein Pferd zugegangen, das er draußen angebunden hatte. Er fand es unruhig vom langen Warten, und noch unruhiger, weil eine unfern auf dem Anger weidende Kuh mit einer Glocke am Halse das Thier geängstigt hatte. Dennoch hatte sich Orelli ohne weiteres in den Sattel geschwungen und war davongeritten.

Er hatte kaum einige Schritte gemacht, als er gewahr wurde, daß das Thier, welches sich ungestüm gegen die Planken gedrückt hatte, einen ganzen Dornenzweig im Schweife mit sich trage. In diesem Augenblick kam ein Bauer des Wegs. Orelli rief ihn an und bat ihn, das Pferd einen Augenblick am Zügel zu halten. Das that dieser und Orelli löste den Dornzweig heraus, doch das ungeduldige Thier ward immer rebellischer.

In wilden Sätzen jagte es hin und der nachblickende Landmann sah noch wie

der Reiter ein paarmal nahe daran war, vom Sattel zu stürzen. Doch es fehlte Orelli nicht an Gewandtheit, er fand das Gleichgewicht wieder.

Und weiter ging es.

Da ertönte ein Pfiff; in der Ferne, im Rücken des Reiters, kam mit zwei flammenden Augen der Bahnzug daher, eine weite Krümmung um die Waldecke beschreibend.

Nun war alles Zügeln vergebens. In unsinniger Wuth sauste das Thier dahin, wie wenn es einen Wettlauf mit dem hinter ihm heranbrausenden Locomotiv im Sinne habe.

Ein Bahnwärter, der sein Häuschen in der Gegend hatte, sah dem tollen Ritte ein paar Sekunden lang zu. Er sah, wie der Reiter versuchte, sich auf den Moorboden fallen zu lassen und im Dunkel verschwand.

Ein zweiter sah ein Pferd daher sausen, das am Steigbügel einen schwarzen Gegenstand — den Reiter nachschleppte.

In diesem Augenblicke kam der Zug heran.

Er hielt.

Ein menschlicher Körper lag mit zerschelltem Kopfe quer über den Schienen. In der Ferne brauste ein seines Reiters lediges Pferd davon.

III.

Luzie hatte eine schreckliche Zeit verlebt. Daß Tag um Tag verging, ohne daß Wilborn angekommen wäre oder mit einer Zeile sein Ausbleiben erklärt hätte, war ihr ein sicheres Zeichen, er wisse von ihrer Schuld und werde das Kind, das sie zur Welt bringen sollte, nicht als das seinige anerkennen. Früher hatte sie erhofft, daß wenn er überhaupt einen Argwohn habe, dieser nicht so weit gehn werde. Sie dagegen wollte als Sühnung ihres Fehltritts ihm ein Leben voll fügsamer Aufopferung, ein ganz verändertes neues Leben darbringen.

Wie jetzt Alles stand, war sie auf das Aeußerste gefaßt. Auch war sie zum Entschluß gelangt, falls es zu einem Bruche zwischen Beiden käme, mit ihrem Kinde davonzugehen, und sich weit, weit fort, in tiefste Einsamkeit zu vergraben.

Unter diesen schrecklichen Aufregungen trat das erwartete Ereigniß früher ein, als sie gedacht. Luzie wurde von einem Töchterlein entbunden. Sie empfand kein Mutterglück, vielmehr hatte sie sich es als eine Gnade erbeten, in ihren Wehen zu sterben.

Der Morgen dämmerte, das Kind schlief ruhig in der kleinen Wiege an ihrer Seite. Da kündigte das Rollen eines Wagens in der Hausflur und unmittelbar darauf eine wohlbekannte Stimme die Ankunft ihres Gatten an.

Luzie richtete sich in ihrem Bette auf und hatte alle Kraft nöthig sich in dieser Stellung zu erhalten, als die herankommenden Schritte sich ihrer Thür näherten.

Nun galt es, nun würde sich Alles entscheiden.

„Du kommst sehr spät“ — sagte sie fast tonlos mit versagender Stimme.

„Ja, ich komme später, als ich's ursprünglich im Sinne hatte,“ sagte Wilborn, indem er einen Stuhl heranzog und sich an die Seite ihres Bettes setzte. „Groß

wird aber Deine Verwunderung sein, wenn Du hörst, daß ich bereits vor acht Tagen in nächster Nähe war und — wieder umkehrte."

„Ist es möglich — und warum? Vor acht Tagen —"

„Vorigen Freitag," begann Wilborn, „hatte ich meine Reise soweit beendigt, daß mich nur noch eine Station vom Hause trennte. Da machte in Folge eines Unfalls der Zug kurz vor der Station Halt. Ein Reiter, mit welchem das Pferd durchgegangen war, lag blutig und röchelnd quer über den Schienen." —

„Mein Gott, ja" — sagte Luzie.

„Nun muß ich Dir sagen," fuhr Wilborn ruhig fort, „daß ich ganz besonders dieses Mannes wegen, den ich jetzt halbtodt vor mir sah, meine Reise beschleunigt hatte. Ich hatte wichtige und ernste Dinge mit ihm zu verhandeln und hoffte, sie nach meinem Wunsch und zu meiner Ehre ins Reine zu bringen. Als ich ihn nun so erkannte — und ich war der Erste, der seinen Namen bezeichnen konnte, wiewohl sein Gesicht ganz entstellt war —"

Luzie richtete verstummt zwei fragende Augen auf ihren Gatten.

„Das war ganz einfach," fuhr Wilborn, die Erklärung des früheren gebend, fort. „Eine Gruppe stand um den Sterbenden, dem keine ärztliche Hülfe mehr fruchten konnte; ich war darunter. Kein Reisegefährte konnte etwas über ihn aussagen und so öffnete ein herbeigetretener Beamter die Brieftasche des Unbekannten, wohl um dort Auskunft zu suchen. Ich stand ganz nahe. Eins der ersten Dinge, die sich in der Brieftasche zeigten, war eine Photographie, — und zwar die Deinige. Da wußte ichs gleich, mit wem ich's zu thun habe — wenn dies Wort überhaupt bei einem Sterbenden angebracht ist."

„Du weißt," sagte Luzie, „daß ich Orelli seit Jahren kenne. Er lebte in der Nähe, ich sah ihn zuweilen, dann und wann —"

„Du sagst mir da nur Bekanntes," entgegnete Wilborn. „Höre weiter. Er hatte so eben ausgeröchelt. Der Mann, den ich als den Störenfried meines Lebens betrachten mußte, lag todt, starr vor mir. Ich sah ihn so, wie ich ihn hatte sehn wollen und hatte keine Schuld daran. Das wirkte, ich muß es sagen, stark auf meine Nerven. Ich konnte nicht vorwärts — mir graute vor einer Heimkehr — in diesem Momente. Am folgenden Tage kehrte ich, statt heimzureisen, dahin zurück, von wo ich gekommen, und blieb ein paar Tage — Du meinst im Kreise meiner Freunde? — nein, in tiefster Einsamkeit. Es kam mir der Gedanke, daß mein Leben, daß mein Haus, das arg zerrüttet, fast zerstört ist, wieder bewohnbar werden könne — nun, da der Böse daraus gewichen und einen Tod gefunden hatte, wie er ihn verdient. Es fiel mir ein, wie Alles war, ehe er erschien, um mir ein Herz, das ich einst ganz besaß und das mir viel geopfert hatte, zu entfremden. Es kamen Gedanken, ein Schimmer von Hoffnung — daß sich das Leben noch werde fassen lassen, daß ich mein Haus noch auf den Trümmern des vorigen werde aufbauen können. Ja, ich wünsche mir noch zu leben, wünsche mir, um noch leben zu können, Frieden und habe zu diesem Zwecke einen Friedenstifter mitgebracht —"

Bei diesen Worten erhob sich Wilborn und ließ, als er sich aus dem Zimmer entfernte, seine Gattin, die den Sinn seiner Absichten nicht begreifen konnte, in fassungslosem Staunen zurück.

Jetzt trat er wieder ein.

Er führte an der Hand einen schönen Knaben von sechs Jahren mit blondem Haar und dunklen Augen.

Luzie zuckte zusammen und versuchte zu lächeln. Der Ausruf, den sie auf den Lippen hatte, versagte ihr.

„Du hast mich," sagte Wilborn, „mit einem Töchterchen beschenkt," und dabei führte er den schönen Knaben der Kranken näher, „ich bringe Dir hier einen künftigen Spielgesellen der Kleinen." —

„Lebt seine Mutter noch?" fragte Luzie mit einem Aufschrei, in welchem eine Welt voll Empfindungen lag.

„Sie ist bei seiner Geburt gestorben," antwortete Wilborn. „Magst Du ihn liebgewinnen und ihm eine zweite Mutter sein, wie ich die Kleine dort in der Wiege liebzugewinnen hoffe und ihr Vater werden will."

„Dein Glaube soll nicht getäuscht werden!" rief die Kranke. „Wenn mir der Himmel Leben schenkt — ich werde sie beide gleich lieben. Es sind ja — es hört mich der Himmel in diesem Momente — es sind ja beide Deine Kinder!"

Der Alte vom Berge.

Schauspiel in einem Akt von Bauernfeld.

(Aufgeführt am Hofburgtheater.)

Personen.

Rüdiger.	Marie.
Arnold.	Gertrud.

(Rechts und links von der Bühne aus.)

Eine halb offene Werkstatt-Halle. Durch das große Thor und die farbigen Fenster im Hintergrund Aussicht auf das Gebirge, zu welchem ein praktikabler Pfad führt. An den Wänden Bücherschränke. Auch Schneide- und andere Werkzeuge.

Erste Scene.

Arnold. Dann Gertrud. Später Marie.

(Arnold sitzt im Vordergrund, hämmert an einem Modell. Man hört die Abendglocke läuten. Arbeiter kommen vom Hintergrund rechts, grüßen Arnold, gehen nach links ab.)

Gertrud (kommt von der Seite links).
Marie! Marie! Sie läuten Feierabend!

Marie (von außen).
Hör's ja, Frau Gertrud!

Gertrud.
Hörst's? Hör' mit den Beinen!

Marie (kommt aus dem Hintergrund links).
Mit Hand und Fuß! Das Mahl ist aufgetragen —

Gertrud.
Bedien' die Leut'! Mach' fort! Der Herr könnt' kommen —

Marie.
Soll ich ihm immer aus dem Weg?

Gertrud.
Du weißt's ja!

Marie.
Wann wird das anders nur? — Schön guten Abend,
Herr Arnold! (ab.)

Zweite Scene.

Arnold. Gertrud.

Arnold (der mit dem Kopf genickt hat, sieht ihr nach).
Ist die flink!

Gertrud (tritt zu Arnold).
Noch immer Arbeit?

Arnold (beschäftigt, ohne aufzusehen).
Ein neues Schürfwerk nach Herrn Rüdigers
Idee'n —

Gertrud.
Ja, unser Herr, der hat's im Kopf!
Doch auch im Beutel! Was?

Arnold.
Reich ist er freilich,
Doch nur für And're, nicht für sich.

Gertrud.
Der Alte
Vom Berge! Berg und Thal! Denn weit und breit,
So viel man übersieht, gehört ihm Alles,
Die Wälder und die Aecker und die Wiesen,
Die Eisenschmieden, Hammer und die Streckwerk'!
Er ist ein Millionär — nicht wahr, Herr Arnold?

Arnold (immer an der Arbeit).
Mehrfach, man sagt's —

Gertrud.
Und lebt wie ein Karthäuser!
Ißt wie ein Spatz, trinkt klares Brunnenwasser,
Arbeitet sich den ganzen Tag zu Schanden,
Und brütet Nachts noch über seinen Büchern —
(Weist nach den Schränken.)
Schweinslederne, dickbäuchige Scharteken!

Arnold.
Sind philosophische, gelehrte Schriften!
Auch Dichter fehlen nicht —

Gertrud.
Was hat er's nöthig?
Zappelt sich ab, studirt, liest halb sich blind!
Ein alter Mann, hat weder Kind noch Kegel!
Wozu die Müh'? Er sollt' sich Ruhe gönnen!

Arnold.
Ein thät'ger Geist, beschämt uns jüng're Leute!
'S ist das Gemüth, die Unruh' in der Uhr,
Das Räderwerk, das rastlos treibt in ihm —

Gertrud.
Ja, ja, unruhig ist er, das muß wahr sein!
(Tritt näher zu ihm.)
Das macht, wenn das Gewissen nicht ganz rein ist!
Glaubt er an was und geht er in die Kirche?
Er schläft auch kaum, spaziert die halben Nächte
Im Zimmer auf und ab, spricht mit sich selber!
Sonst ist er wortkarg Jedermann, selbst Ihnen,
Dem er doch Alles anvertraut, die ganze
Leitung des Bergbau's, der Fabriken und Maschinen —
Doch nickt er nur und deutet — so und so —

Arnold.
Nun, wir versteh'n uns auch mit halben Worten!

Gertrud.
An Worten ist kein Ueberfluß im Haus!
Und ärger wird das Ding seit fünfzehn Jahren,
Seit ich in seinem Dienst, mit jedem Jahr,
Mit jedem Tag, mit jeder Stund' —

Arnold (blickt auf).
Das wäre!
Worüber hat Frau Gertrud nur zu klagen?
Sind Sie nicht gut gehalten?

Gertrud.
Ja, bezahlt,
Bewohnt, gekleidet und gespeist —

Arnold.
Nun also!

Gertrud.
Doch lebt der Mensch von Essen nur und Trinken?
Da sind ganz and're Dinge —

Arnold.
Wie zum Beispiel?

Gertrud (herausplatzend).
Daß man das Reden hier verlernt —

Arnold (sieht sie an).
Das scheint doch nicht —

Gertrud.
Sie leih'n bisweilen mir Ihr Ohr, Herr Arnold,
Allein der Herr, der mich zur Noth nur duldet,
Der Menschenfeind, der — Weiberfeind! Man weiß ja —

Arnold (lacht).
Ho, bläst der Wind aus dieser Eck', Frau Gertrud?
(Steht auf.)

Gertrud.
Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht —
doch brennt's mich!

Arnold.
Daß unser Herr die Weiber haßt?

Gertrud (geheimnißvoll).
Nein, fürchtet!

Arnold.
Ich dächte gar!

Gertrud.
Sie lachen? Hat er doch
In alter Zeit ein Mädchen sitzen lassen,
Das d'rüber sich zu Tod gegrämt, und schlimmer —
Seitdem geht er den Weibern aus dem Weg,
Mich duldet er in seiner Näh', sonst keine!

Arnold.
Und die Marie?

Gertrud.
Die gab er mir zur Beihilf'!
Von weitem her hab' ich die Dirn verschrieben;
Sechs Wochen ist sie hier im Haus, noch aber
Hat er mit keinem Auge sie geseh'n!

Arnold.
So? Nicht?

Gertrud.
Ich muß das Mädchen, denken Sie,
Vor ihm verstecken, nimmer darf sie sich
Vor ihm nur blicken lassen — unter der
Bedingung hat er gnädig mir gestattet,
Die Dirne aufzunehmen.

Arnold.
Sonderbar!

Gertrud.
Man weiß, warum —

Arnold.
Man weiß?

Gertrud.
Man raunt sich's in die Ohren!
(Tritt näher zu ihm.)
Ein jedes junge Weibsbild macht ihm Schrecken!
Da mahnt's ihn an das arme Ding, an dem er
In seinen jungen Jahren sich verschuldet,
Das er verführt, verstoßen, in den Tod gejagt,
Vielleicht wohl gar —

Arnold.
Was nur?

Gertrud.
Hm! Abgemurkst —

Arnold.
Oho! Das wäre!

Dritte Scene.

Vorige. Rüdiger

(kommt aus der Seitenthür rechts im Vordergrund).

Rüdiger.

Gertrud —

Gertrud.

Jesus Christus!

Rüdiger.

Was ist's? Warum erschrickt Sie?

Gertrud.

Weil — — Sie wollen
Wohl Ihre Abend-Promenade machen?
Hier ist der Hut, Herr Rüdiger, der Stock —

Rüdiger.

Schon gut. Geh' Sie.

Gertrud.

Soll ich das Nachtmahl —?

Rüdiger.

Später.

Gertrud.

Hier wär' die letzte Wochenrechnung —

Rüdiger (unwillig).

Morgen!
(bedeutet ihr, zu gehen, setzt sich zum Tisch, nimmt das Modell zur Hand.)

Gertrud.

Mich unterthänigst zu empfehlen —
(Da ihr Rüdiger den Rücken zukehrt, leise zu Arnold.)
Seh'n Sie's,
Wie er bärbeißig ist? Das macht das böse
Gewissen! Ein Verführer ist's, ein Mörder!
Ich bleib' dabei —
(Ab im Hintergrunde links.)

Vierte Scene.

Rüdiger. Arnold.

Rüdiger (der das Modell untersucht hat).
Das ist das neue Schürfwerk?

Arnold (tritt zu ihm).
Mit ober- und mit unterschlächt'gen Rädern,
Dem Kürbel und der Hemmkett', wie's der Herr
Mir angegeben —

Rüdiger.

Gut —

Arnold.

Seid Ihr zufrieden,
Herr Rüdiger?

Rüdiger.

Wie lange dient Ihr mir?

Arnold.

Fünf volle Jahr!

Rüdiger.

So lang'! — Ihr seid mein erster
Werkmeister jetzt, Arnold, ja, mein Factotum,
Mein alter ego fast —

Arnold.

Ihr macht mich stolz, Herr!

Rüdiger.

Warum? Weil Ihr des alten Griesgram Diener,
Leibeig'ner seid?

Arnold.

Ein Knecht! Und wär's! Dem Alten
Vom Berge dient sich's gern.

Rüdiger.

Ja, er bezahlt gut!

Arnold.

Gilt mir nur Lohn und Geld?

Rüdiger.

Den Andern also —

Arnold.

Nein, das ist's nicht! Auch ist's kein Dienst wie
and'rer!
Seit Jahren dankt das Land Euch seinen Aufschwung,
Und tausende von thät'gen Menschen schaffen
Auf Euer mächtiges Geheiß und Beispiel
Im grünen Walde wie im dunkeln Schacht,
Und in der Werkstatt wie auf Wies' und Acker —
Das pflügt und sä't, fällt Bäume, fördert Erz,
Und schmiedet, hämmert, bis das fert'ge Kunstwerk
Sich die Medaille abholt in Paris und London!
D'ran hat ein Jeder Theil, der Euch, dem Herrn
Und Meister, dient, und so in der Gemeinde
Dient Jeder auch sich selber wie dem Ganzen,
Von Eures Geistes Hauche frisch beseelt!

Rüdiger.

Ihr segelt ja mit vollen Winden, Arnold! —
Was steht zu Dienst?

Arnold.

Wie so?

Rüdiger.

Weil Ihr mir schmeichelt!

Arnold.

Gertrud hat recht — Ihr seid ein Menschenhasser!
Lebt wohl!

Rüdiger (steht langsam auf).
Ich thu' den Menschen Gutes! Gelt?

Arnold.

Doch nehmt Ihr's übel, lobt man Euch dafür!

Rüdiger.

Ja, ja! Ich geb' Euch Arbeit, den Arbeitern
Antheil an dem Gewinnste, wie's jetzt Mod' ist,
Tantième, wie man's nennt — ich baue Kranken-
Und Armen-Häuser, Kirchen und dergleichen,
Auch eine Synagoge wird bald noth thun —
Denn manche Juden giebt's, die Bergbau treiben,
Nicht alle speculiren auf der Börse,
Und seinem Gotte will ein Jeder dienen!
Auch Ihr, nicht wahr?

Arnold.

Was fragt Ihr, Herr? Ihr wißt's ja!
Zum neuen Bethaus hab' ich beigetragen.

Rüdiger.

Nun freilich! Ihr seid lutherisch wie Viele!
Und Ihr vertragt Euch mit den Katholiken?
Und sie mit Euch?

Arnold.

Sollen wir's nicht? In Arbeit
Steh'n wir zusamm', ein Jeder frei im Glauben!

Rüdiger.

Das heißt, den Silberbarren Religion,
Ihr prägt ihn um in Kleingeld, Scheidemünze?
Laßt Jedem seinen Groschen, seinen Cultus?
Wer keinen hat, der muß sich denn behelfen,
Den Gläubigen bei seinem Glauben lassen,
Und an des Wissens Krücke weiter humpeln,
(Nimmt Hut und Stock.)
Ich mach' jetzt meinen Abendgang —

Arnold.

Herr —

Rüdiger.

Nun?

Arnold.

Ihr seid so ernst die ganze Zeit, so sinnend —

Rüdiger.

Weil ich d'ran denk', bald Testament zu machen.
Denn wie der melanchol'sche Dichter sagt:
„Der Mensch muß sterben, darum eilen!"

Arnold.

Eile
Mit Weile, lieber Herr! Ihr habt noch weit
Dahin, seid frisch und kräftig —

Rüdiger.

Aber sechzig!

Arnold.

Ist das ein Alter?

Rüdiger.

Ja und nein! Sind Leute,
Die sich mit siebzig noch des Lebens freu'n,
Ich aber war schon alt mit vierundzwanzig.

Arnold.

Alt oder jung! Ihr führt ein reiches Dasein!
Freut Euch der Segen nicht, den Ihr verbreitet?

Rüdiger.

Segen! Ist's doch ein Tropfen nur in's Meer
Des Jammers und des Elends, den ich gieße!
(Legt Hut und Stock wieder bei Seite.)
Ich will Euch etwas sagen, junger Freund!
Es giebt ein wildes Thier, man nennt es Mensch —
Das gilt's zu bändigen und abzurichten
Durch strenge Zucht und Lehr' und harte Arbeit!
Denn unter sich zerfleischen sich die Menschen
Und führen Krieg und beuten sich einander
Durch alle schlimmen Leidenschaften aus!
Der Reiche baut sich Häuser und Paläste,
Der Arme hungert, friert und darbt und stiehlt —
Ich aber wende meinen Reichthum an,
Dem Armen Brod zu geben, Brod und Arbeit,
Ihm einen Herd zu schaffen, menschlich Dasein,
Den Bettler abzuhalten vom Verbrechen,
Auch manche stille Thräne abzutrocknen
Im kleinen Kreis, so weit ich ihn beherrsche —
Ich thu's, um was zu thun, aus Egoismus,
Weil ich die Noth nicht sehen mag, die Klagen
Nicht hören will, die durch die Schöpfung stöhnen!
So schließ' ich mich in diese Felsen ein,
Laß' mich von Euch und meinen Leuten preisen,
Und bin der gute Alte, der vom Berge.

Arnold.

Was wollt Ihr mehr? Und könnt Ihr Allen helfen?
Seid Ihr ein Gott, um jede Noth zu lindern,
Und Schmerz und Krankheit aus der Welt zu schaffen?

Rüdiger.

Ja, und die Menschheit flugs zu bessern, gelt?
Da fing' ich freilich mit mir selber an —

Arnold.

Euch drückt etwas —

Rüdiger.

Meint Ihr?

Arnold.

Herr — lieber Herr —
Ich bin Euch zugethan wie einem Vater!
Wenn Ihr's vermöchtet — (hält inne).

Rüdiger.

Was?

Arnold.

Mir zu vertrau'n,
Das Herz mir aufzuschließen, Euern Kummer
In Worten, die erleichtern, auszusprechen!

Rüdiger.

Mein Kummer ist — daß ich geworden bin!

Arnold.

Nein, sprecht im Ernst —

Rüdiger.

Wer sagt Dir, daß ich scherze? —
Wozu denn bin ich, und bist Du, wir Alle?
Was geht die Sonne auf und wieder unter?
Wofür entsteh' ich, Mann, wenn ich vergeh'n muß?

Arnold.

Den lieben Herrgott fragt, der mich geschaffen,
Und dem ich dankbar bin dafür.

Rüdiger.

Ich nicht!

Arnold.

Das ist denn freilich schlimm —

Rüdiger.

Was?

Arnold.

Nun, ich meine —

Gott ist es, der Euch fehlt!

Rüdiger.

Lehr' mich ihn finden!

Die alten Weisen suchten ihn vergebens,
Und selbst die grauen Kirchenväter dort,
Sie zanken sich um seine Wesenheit
Und werfen sich den Ketzer an die Köpfe!

Arnold.

So glaubt Ihr nicht an Gott?

Rüdiger.

Ich glaub' an gar Nichts!

Arnold.

Doch an die schöne Welt, der Ihr ein Theil seid?

Rüdiger.

Ein schlechter Theil, mein Sohn! Ein Mensch! —
O könnt' ich
Mein armes Ich erweitern, könnt' zerfließen
In Meeres Welle wie in Himmels Blau
Und reine Sonnengluth, ich mich verfesten
Zu Urfels und Granit! Den todten Stein
Beneid' ich wie die Blumen und die Kräuter,
Denn sie empfinden, denken, leiden nicht!

Arnold.

Und freu'n sich nicht und haben keine Seele!

Rüdiger.

Was hilft Dir Deine Seele, die gebunden
An Deines Leibes flüchtige Atome,
Mit ihnen wieder schwindet und verweht?
Mocht' ich um diesen Preis geschaffen werden?

Arnold.

So fürchtet Ihr den Tod?

Rüdiger.

Nein. Ich erwart' ihn.

(Anfangs mit Ironie.)

Was nennst Du Tod? Was Leben? Alles lebt!
Im Leichnam selber eine Welt von Leben!
Nichts stirbt von alle dem Gewordenen,
Es wechselt nur die Form und die Gestalt,
Doch der Atome keins verweht in's Nichts,
Sie kräuseln fort in ewiger Bewegung,
Sie waren und sie sind und werden sein
Fortdauernd wie der grenzenlose Aether —
Doch was der Erd' entwuchs, das kehrt zur
Erde. —
Der Mensch nun freilich möcht' gern immer leben
Als Mensch und als besond'res Ich! Unsterblich
Wär' gern der Peter wie der Paul — sie sind's
auch!
Die Menschheit ist der Mensch, der ewig lebt,
Und ewig lernt und irrt und niemals stirbt.
Die Schöpfung aber, die sich selbst zerstört,
Ist's nicht ein ewig Sterben! Und wofür?
Wofür bekämpft sich alles Lebende,
Zerfleischt der Tiger und der Wolf die Lämmer,
Zerpflückt der Adler, dem die Schlange droht,
Das Täubchen in der Luft, das ängstlich flattert,
Und, wenn dem übermächt'gen Feind entschlüpft,
Mit gier'gem Aug' das arme Würmchen aufpickt!
Wozu seit tausenden von Jahren kriechen
Die Würmer und die Menschen nur herum?
Die Männer und die Weiber —

Arnold.

Die Ihr haßt!

Rüdiger.

Haß? Nein. Verachtung etwa! Das genügt.
Das Weib ist eine Ab-Art nur vom Menschen.
Die Weiber taugen nichts, die Männer wenig!
Ging's nach Verdienst, wer bliebe ungehangen?

Arnold.

Ihr macht Euch schlimmer, als Ihr seid, uns Alle!
Wer Gutes thut, wie Ihr, und wer das Gute
Erkennt, wie ich, der ist nicht von den schlimmsten!
Auch brave Frau'n und Mädchen giebt's — zum
Beispiel
Die Dirne, die Ihr jüngst in's Haus genommen —

Rüdiger.

Ich nicht. Die Gertrud, die's bequem sich macht.

(Sieht ihn an.)

Die Dirn' ist also brav?

Arnold.

Ein wahrer Schatz im Haus,
Vom frühen Morgen thätig bis zum Abend,
Und immer munter, frisch und frohen Muths —

Rüdiger.

Auch hübsch, nicht wahr?

Arnold.

Und sittsam und bescheiden.

Rüdiger.

Ihr seid nicht gar so jung?

Arnold.

Nächst sechsunddreißig.

Rüdiger.

So, so! — Und sie gefällt Euch?

Arnold.

Die Marie?

Rüdiger.

Die Magd!

Arnold.

Magd oder Fräulein! Schön ist schön,
Und gut ist gut.

Rüdiger.

Und Weib ist Weib. — Genug.

(Nimmt wieder Hut und Stock.)

Ich mache meinen Abendgang (hält inne).

Hört Arnold!
Ich bin Euch gut — Ein's aber merkt: ich will nicht,
Daß Einer meiner Leute sich beweibe —

Arnold (wie betroffen).
Wer denkt daran?

Rüdiger.
Ich möcht's Euch auch nicht rathen,
Sonst wären wir geschied'ne Leut'. — Kein Weib!
Kein lächelnd Weib, kein listig-schlaues Weib!
Der Stier hat Hörner und das Weib sein Lächeln,
Sein Locken und sein Schmeicheln — Teufels Künste!
Kein schönes Weib! Die Schönheit ist nur Köder,
Und beißt Ihr an, Ihr zappelt Euch zu Tode! —
Geschied'ne Leut'! Merkt's Euch. Kein Weib! —
Adies —

(Ab durch die Mitte und über die Hügel.)

Fünfte Scene.

Arnold allein. Dann Marie.

Arnold (allein).
Geschied'ne Leut'! — Ein eig'ner Mann! — Er will nicht,
Daß Einer seiner Leute sich beweibe! —
Hm! Will ich's denn? Und wenn ich's wollt',
wer hindert's? —
Bei Gott, die Kleine hat mir's angethan,
Und wollt' ich einen eig'nen Herd mir gründen,
Wär's hohe Zeit und keine wählt' ich lieber! —
Soll ich mich ewig in der Einsamkeit
Vergraben, dieses brumm'gen Graubarts wegen? —
Geschied'ne Leut'! — Und wär's! Bin ich Dein Sklave, Alter?
Die Welt ist groß und weit, und frischer Muth
Bringt sich wohl allenthalben fort!

Marie (kommt).
Herr Arnold —

Arnold (ihr entgegen).
Marie —

Marie.
Der Herr ist fort?

Arnold.
Ja, just. — Was bringen Sie da?

Marie.
Das hübsche Buch, das Sie mir liehen.

Arnold.
Sie haben's durchgelesen?

Marie.
Bis zu Ende!
Doch stockt' ich hie und da, ich hab' die Stellen,
Die ich nicht gleich begriff, mir eingebogen.

Arnold.
Wo denn? Wenn ich's erklären kann —

Marie.
Jetzt nicht!
Jetzt hätt' ich eine Bitte —

Arnold.
Nun, Mariechen?

Marie.
Der Herr will mich nicht seh'n, das kränkt mich schwer —

Arnold.
Der Mann ist eigen, wissen Sie —

Marie.
Er haßt mich!
Warum? Er kennt mich nicht!

Arnold (in ihrem Anblick).
Wenn er Sie kennte —

Marie.
Er soll mich kennen lernen, ja er muß!
Ich habe was für ihn — ihm was zu sagen —
Mit Ihnen ist er gut, wenn Sie ihn bäten,
Mich anzuhören —

Arnold.
Gern, recht gern! Nur heut' nicht.
Heut' ist er ganz besonders unwirsch —

Marie.
Wirklich?
Ich aber fänd' ihn gern in guter Laune —

Arnold.
Hört' er Sie erst, es müßt' ihn fröhlich machen.
Hört' er Sie lachen, trällern bei der Arbeit,
Und säh' er Sie! Das rosig-helle Antlitz,
Die Augen, die so frisch in's Leben schau'n —

Marie.
Ich bin gesund, schmeckt Essen mir wie Arbeit.
Was will die arme Waise mehr?

Arnold.
Verwaist?
Das bin ich auch!

Marie.
Ein Mann! Das ist ein And'res.
Doch wenn man so gepudelt wird als Dienstbot'
Von Haus zu Haus, von Herrn zu Herrn —
und schlimmer:
Von Frau zu Frau, und Kinder sind das Aergste —

Arnold.
Die sind bei uns nicht zu besorgen, mein' ich!

Marie (lacht).
Wo kämen sie auch her? Ein Männerkloster
Ist die Fabrik der schmiedenden Cyklopen,
Und wer an Heirath denkt, verliert den Dienst —

Arnold.
Sie wissen das?

Marie.
Frau Gertrud sagte mir's,
Und Vieles noch, wovon ich wenig glaube. —
Der Herr ist gut, daß laß' ich mir nicht nehmen.
Arnold.
Käm' er nur gleich und hörte Sie so schwatzen —
Marie.
Ich spräch' ihn gern! Sie sagen's ihm?
Arnold.
Wer könnte
So süßer Bitte widersteh'n?
Marie.
Und heut' noch?
Arnold.
Auf die Gefahr, daß er mich tüchtig anschnauzt!
Marie.
Sei's mir zu lieb, Herr Arnold!
Arnold.
Lassen Sie
Den „Herrn" nur weg, sonst muß ich Fräulein sagen —
Marie (lacht).
Fräulein Marie! Das klänge mir!
Arnold.
D'rum eben!
Wir sind in Einem Haus, in Einem Dienst,
Bei seines Gleichen braucht's nicht Etiquette.
Marie.
Ja, wenn ich Ihres Gleichen wär' —
Arnold.
Sie sind's auch nicht!
Denn Sie sind jung und schön, ich alt, so alt!
Achtzehn — und sechsundbreißig!
Marie.
Ist das alt?
Arnold.
Für einen Junggesellen ist's das Grenzjahr.
Marie.
Hier gibt's ja nichts als Junggesellen! Alte
Wie junge —
Arnold (schnalzt mit den Fingern).
Ein Gedanke!
Marie.
Nun?
Arnold.
Ich sage
Dem Herrn, daß ich — (hält inne).
Marie.
Daß Sie —?
Arnold.
Daß ich Mariechen
Im Stillen mir zum Bräutchen auserlesen —
Marie.
Dann jagt er Sie davon!

Arnold.
Nicht doch! Dann wird er
Sie sprechen wollen —
Marie.
Um mich auszuschelten,
Weil ich den besten Werkmann ihm entführe! —
Nein, das ist nichts! Ich will ihn guter Laune —
Auch darf man nicht mit Braut und Brautschaft spaßen.
Arnold.
Je nun, da gäb's ein Mittel!
Marie.
Welches?
Arnold.
Machen
Wir Ernst!
Marie.
Herr Arnold —
Arnold.
Ohne „Herr", ich bitte! —
Bei Gott, Marie, seit Sie im Hause walten,
Bekam die Einsamkeit, die oft mich drückt,
Mir neues Leben, frischen Glanz und Schimmer,
Und leichter geht die Arbeit von der Hand mir,
Seit mir ein Feierabend wird — mit Ihnen!
Marie.
Das heißt, Sie plagen sich mit mir, Sie unterrichten
Ein arm unwissend Ding —
Arnold.
Gelehrig auch!
Marie.
Und dankbar für die Müh', die Sie sich geben —
Arnold.
Sie sind verwaist, sind vater-, mutterlos
Wie ich — d'rum gilt's, daß wir zusammen halten.
Hier oder dort!
Marie.
Hier oder dort?
Arnold.
Sind wir
Gebunden an den Alten da vom Berge?
Der sich die Weiber haßt, die Männer ausnützt?
Er wär' im Stand' mich wirklich weg zu jagen,
Wenn ich ein Mädchen mir erkür' —
Marie.
Nun also —
Arnold.
D'rum also fort! Die Welt ist groß und weit
Ich habe Kopf und Arme — doch ein Herz auch,
Und längst sehnt mein Gemüth sich nach dem Weibe.
Mädchen, hast Du den Muth und fühlst Du etwas
Wie Liebe zu dem alten Junggesellen,
So bin ich Dir zu eigen!

Marie.
Arnold —
Arnold.
Schreckt's Dich?
Marie.
Verdien' ich's denn? Sie wollten —?
Arnold.
Dich, nur Dich!
Marie.
Sie wissen längst, wie sehr ich Sie verehre
Als meinen Lehrer, meinen Freund — doch soll ich
Aus Ihrer guten Stellung Sie vertreiben?
Arnold.
Das ist die Frage nicht! Ob Du mich liebst —
Ob Du den Muth hast, Mädchen, sei's, wo immer,
Das Loos, das ich Dir bieten kann, zu theilen?
Marie.
Den Muth? Den hätt' ich wohl —
Arnold.
Doch nicht die Liebe?
Marie.
Wer Muth hat —
Arnold.
Der hat Alles! Also ja?
Marie.
Mir schwindelt's! Ist's denn möglich? Ist's denn wirklich?
Arnold.
Ja also? — Deine Hand!
Marie.
Von ganzem Herzen!
Arnold.
Und so den Brautkuß drück' ich Dir auf Deinen
Jungfräulich süßen Mund —

Sechste Scene.

Vorige. Gertrud (mit Tischgeräth).

Gertrud (erstarrt, da sie die Gruppe gewahrt).
Herr Je —
Marie.
Frau Gertrud —
Gertrud.
Nun, nun, genirt Euch nicht!
Arnold.
Sie ist mein Bräutchen!
Gertrud.
Nur gleich? Das wird den Alten freu'n! Das giebt Euch
Ein Donnerwetter, Kinder! — Na, ich wasch' mir
Die Hände, deck' ihm flugs den Tisch für's Nachtmahl,
Und schleiche mich davon. — Bald Sonnenuntergang!
Gleich wird er kommen —

Marie.
Arnold —
Arnold.
Nun, mein Liebchen?
Marie.
Habt Ihr's bedacht? Er wird Euch zürnen!
Arnold.
Mag er!
Du aber sollst ihn sprechen, heute noch —
Gertrud.
Ich glaub', da kommt der Herr schon über'n Hügel!
Marie.
Er kommt —
Arnold.
Sei ohne Furcht!
Gertrud.
Fort, Kind, nur fort!
Du seine Braut! Gott gnad' uns Allen — komm nur!
(Ab mit Marie.)

Siebente Scene.

Arnold allein. Dann Rüdiger.

Arnold (allein).
Wie bring' ich's ihm nur bei?
Rüdiger (kommt über den Hügel, betrachtet die untergehende Sonne).
Arnold.
Er kommt! Mir pocht das Herz —
Rüdiger (tritt langsam ein).
Die Sonn' geht unter bald.
Arnold (nimmt ihm Hut und Stock ab).
Und wieder auf, Gottlob!
Rüdiger.
Der ewige Kreislauf — (setzt sich).
Arnold.
Wollt Ihr Euer Nachtmahl?
Rüdiger.
's hat Zeit —
Arnold (tritt zu ihm).
Seid Ihr jetzt beff'rer Laune, Herr?
Rüdiger.
Warum?
Arnold.
Ich hätt' Euch etwas mitzutheilen —
Rüdiger.
Und so ich Dir, mein Sohn —
Arnold.
Ihr, lieber Herr?
Rüdiger.
Ich hatte Dich gewarnt —
Arnold.
Mich?

Rüdiger.
Vor den Weibern!
Arnold.
Ja, das —
Rüdiger.
D'rum dacht' ich d'rüber nach, d'rum ging's mir
Im Kopf herum —
Arnold.
Was nur?
Rüdiger.
Wie übel mir
So Eine mitgespielt! Nimm Dir ein Beispiel.
Du wolltest ja erfahren, was mich drückt —
Arnold.
Aus Neugier nicht, weiß Gott! Das schwere Herz
Möcht' ich Euch leichter machen.
Rüdiger.
Mach' mich jung! —
Doch nein! Was hälf's? Das wär' nur neue
Täuschung!
Ich war ja jung und möcht's nicht wieder sein. —
Ich bin in Noth und Elend aufgewachsen;
Im Vaterhause gab's nur Hunger, Zank und
Schläge,
Und Weib und Kind, sie hatten viel zu dulden.
Der harte Vater, die bedrückte Mutter,
Sie gaben das Product: den tristen Sohn!
Die Leute schwatzten von Familienfreuden —
Die Eine kannt' ich nur: mich manchmal satt
zu essen.
Mit fünfzehn Jahren war ich eine Waise —
Arnold.
So ging es Euch wie mir!
Rüdiger (fährt auf).
Wie Dir? So starb Dein Vater
Im Zuchthaus? Sage, hat sich Deine Mutter
Vergiftet?
Arnold.
Lieber Gott —
Rüdiger.
Das wirkt nicht eben
Wohlthätig auf den Sohn, Du magst Dir's denken!
Die Leute gingen scheu mir aus dem Wege,
Versteckt und einsam schleppt' ich meine Tage,
Die nächsten zwanzig Jahr' in harter Arbeit.
Doch auch des Wissens Drang verzehrte mich,
Und von den Menschen flüchtet' ich zum Buche,
Das Jedem offen steht und Keinen täuscht,
Der treu und ehrlich Lehre sucht, d'rum findet.
So saß ich manche Nacht im traulichen
Verkehr mit edlen Geistern aller Zeiten,
Versuchte ihren Sinn heraus zu grübeln,
Und ward ein fleiß'ger Schüler — ohne Schule,
Nach eig'nem Trieb, man nennt's Autodidakt. —
Da aber kam's — fast schäm' ich mich — (hält inne).

Arnold.
Was kam, Herr?
Rüdiger.
Nimm Dir's zur Lehr'! Die Thorheit, Mensch,
der Unsinn!
Da fiel das Uebel, das Ihr Liebe nennt,
Mich spät an, aber schwer — vielleicht weil
spät. —
Kennst Du das art'ge Stück von Kotzebue?
Heißt: „Menschenhaß und Reue!" — Saub'res
Kunstwerk!
Durch Weiberthränen und durch Kinderquaken
Wird da ein Misanthrop, ein Tropf, ein Hahnrei,
Versöhnt mit seinem Weib, das ihn geschändet!
Ich war kein solcher Tropf —
Arnold.
Wart Ihr denn —?
Rüdiger.
Was?
Arnold.
Je eines Weibes Mann?
Rüdiger.
Nein. Nur ihr Narr. —
Ein armes Mädchen kam in uns're Werkstatt,
Das Ding war abgehungert, aber schön;
Ich gab ihr Essen, Kleider, Obdach, Arbeit —
Flink war sie, leichten Sinn's, des früher'n Elends
Vergaß sie bald und lacht' und sang durch's
Haus —
Arnold.
Wie die Marie!
Rüdiger.
Marie?
Arnold.
Das ist die neue Magd!
Rüdiger.
So? —
(fährt fort.)
Mir war sie dankbar, nannt' mich ihren Vater —
Das wurmte mich, den Vierziger, um den sich
Die Mädchen in der Runde rings bemühten,
Denn ich war nahe d'ran, mein Glück zu machen;
D'rum mein Familien-Unglück schier verzieh'n.
Die Dirne aber schien um meinen Wohlstand
Sich nichts zu kümmern — und just das gefiel
mir,
Noch mehr ihr braunes Haar und ihre Augen —
Kurz — lach' nicht — ich ward liebestoll!
Arnold.
Begreif's ja!
Rüdiger.
Das Mädchen hatte früher einen Liebsten,
Das wußt' ich, denn sie selbst vertraut' es mir
Und weinte sich die blauen Aeuglein roth,

Als man den Burschen zum Soldaten nahm
Und ihn nach Welschland in den Feldzug schickte;
Leichtsinnig aber, wie die Weiber sind,
Vergaß sie bald ihr Leid und sang und lachte
wieder.
Ich aber ward verliebter jeden Tag,
Und sie — glaub's oder nicht — sie kokettirte
Zuletzt mit mir, wie um mich toll zu machen!
Und so — (hält inne).

Arnold.
Und so?

Rüdiger (steht rasch auf).
Und so ward ich ihr Narr!
(geht herum.)

Arnold.
Versteh' —

Rüdiger (tritt zu ihm).
Nein, nichts verstehst Du? Warst Du Vater?
Hat Deines Kindes Aug' Dich angelächelt?

Arnold.
Noch nicht bisher. — Euch aber?

Rüdiger (kurz).
Ja —

Arnold.
Und Ihr machtet
Die Mutter nicht zu Euerm Weibe, Herr?

Rüdiger.
Das Kind lag in der Wieg' und ich mußt' fort,
Weit über's Meer, auf Jahr und Tag und länger.
Erst nach der Heimkehr — (hält inne).

Arnold.
Wolltet Ihr sie frei'n?

Rüdiger.
Wenn als gemachter Mann ich wiederkehrte.
Doch eh' ich wieder kam — erräthst Du's nicht?
Da kam der Bursch, der Liebste, der Soldat —

Arnold.
Und sie —

Rüdiger.
Ging durch mit ihm und in die weite Welt! —
Jetzt magst Du lachen! Lachen, wie ich selber —

Arnold.
Und Euer Kind?

Rüdiger.
Gestorben war's, am Scharlach —
So schrieb sie mir und bat mich um Verzeihung.
Sie sei nun ihres Jugendliebsten Hausfrau —

Arnold.
Das Kind gestorben! Armer Vater!

Rüdiger.
Pah! Warum?
War's doch des Weibes Kind!

Arnold.
Nicht auch das Eure?

Rüdiger (heftig).
Nein!
Es ging aus einem schuld'gen Schooß hervor!

Arnold.
Die Frau ward schuldig erst, als sie die Unschuld
Zur Welt gebracht!

Rüdiger (hart).
So muß die Unschuld büßen
Für fremde Schuld — das geht so in der Welt!
Schlecht, alles schlecht! Erbsünde, mein' ich,
nennt man's —

Arnold.
Und Euer — — jenes Weib?

Rüdiger.
Sie ward sein Weib.
Nichts weiß ich mehr von ihr und ihrem Schicksal —
Sie ist wohl längst gestorben und verdorben!

Arnold.
Ihr nahmt's Euch schwer zu Herzen? Haßt die
Weiber
Seitdem?

Rüdiger.
Die Weiber nur?

Arnold.
Die Menschen? Alle?
Giebt's nicht auch gute? Schwache, die man bessert?

Rüdiger.
Ich treibe Pferdezucht, Ihr wißt, auch Schafzucht —
Zum Menschenzüchter bin ich nicht berufen. —
Ihr wißt nun g'nug von meinem Menschen-Elend,
Wie's mich von Kindesbeinen an verfolgte —
Und so — nehmt Euch ein Beispiel, laßt die
Weiber. —
Schickt mir mein Abendbrod (setzt sich).

Arnold.
Durch wen?

Rüdiger.
Die Gertrud.
Wer sonst?

Arnold.
Die neue Magd darf nicht —?

Rüdiger.
Ich mag nichts Neues!

Arnold.
Wie Ihr befehlt. (Im Abgehen.)
Ich schick' ihm die Marie.
Wird er sie fressen? Pah — (ab).

Achte Scene.

Rüdiger allein. Dann Arnold. Marie.

Rüdiger (allein).
Man sagt, das Herz wird leichter,
Spricht man sich aus — ich spüre keine Lind'rung.
(Zieht ein Fläschchen hervor, betrachtet es.)

Das wär' wohl eine, wär' die beste! Nicht sein
Ist allem Dasein vorzuzieh'n Ein Tropfen
Von diesem Naß und man hat ausgelitten. —
(Legt das Fläschchen bei Seite.)
Hat man? Vielleicht auch nicht. Die mächtige
Willkür,
Die mich in's Leben rief, kann mich, wer weiß,
Zu einem zweiten, schlimmern Dasein sparen!
Aengstliche Leute taufen es: die Hölle. —
Hölle und Himmel! Gott! Wo ist er, wo?
Als Kind sah ich den Güt'gen, All-Erbarmer,
Den Greis mit weißem Bart in Wolken schweben;
Nun bin ich selbst ein Greis und glaubte gern
An's Göttliche, doch ist es mir entschwunden. —
Wie gerne rief' ich aus: Ich glaub' an Gott!
(Bleibt in sich gekehrt.)

Marie (mit Speisen). Arnold (folgt ihr).

Marie.
Arnold, ich zitt're —

Arnold.
Muth, mein Kind! Stell' ihm
Die Speisen hin, ich bleibe in der Nähe. — (ab.)

Neunte Scene.

Marie. Rüdiger.

Marie (stellt die Speisen auf, furchtsam).
Ich bitte, lieber Herr —

Rüdiger (fährt auf).
Was ist —? Ja so! Das Essen —

Marie.
Laßt es Euch schmecken, Herr —

Rüdiger (schaut auf).
Wer spricht? Wer bist Du?

Marie.
Die neue Magd —

Rüdiger.
Was soll's? Ich will die Gertrud —

Marie.
Madame hat sich den Fuß verstaucht —

Rüdiger.
So geh'!

Marie.
D'rum schickt sie mich statt ihrer —

Rüdiger.
Geh' nur, geh'!
(Setzt sich zum Essen zurecht.)

Marie.
Ihr seht mich gar nicht an —

Rüdiger.
Du bist noch da?

Marie.
Ich hätte eine Bitte, lieber Herr —

Rüdiger.
Sag's der Madame — (ißt).

Marie.
'S ist aber was Geheimes —

Rüdiger (hält inne).
Ho! zwischen mir und Dir?

Marie.
Und einer dritten —

Rüdiger.
Was? Noch ein Weib?

Marie.
'S ist meine arme Mutter,
Die ich vor Jahr und Tag verlor, im fremden
Land —

Rüdiger.
Was geht's mich an? Was schiert mich Deine
Mutter?

Marie.
Nun, weil sie mir von Euch erzählt —

Rüdiger.
Von mir?

Marie.
Wie gut Ihr seid, wohlthätig für die Armen!
Klingt Euer Name doch weit in die Fremde —

Rüdiger.
Kommst Du um Geld? Da, nimm —

Marie.
Nein, Herr! Nicht also!
Der Zufall brachte mich in Euer Haus,
Doch wenn mich die Madame nicht angeworben,
So hätt' ich Euch wohl selber aufgesucht —

Rüdiger.
Du? Mich?

Marie.
Wie mir die Mutter anbefohlen —

Rüdiger.
Immer die Mutter! Kannt' sie mich? Wer
war sie?

Marie.
Ein armes Weib, Herr, und seit Jahren Wittwe,
Denn Vater Werner war schon längst gestorben,
Ich war ein kleines Mädchen, kannt' ihn wenig —

Rüdiger.
So bist Du doppelt Waise?

Marie.
Wie Ihr sagt.
Doch hat die Mutter mich zum Fleiß erzogen,
Und Eurer Wirthschaft — fragt nur die Ma-
dame —
Und Eurem Hause will ich Ehre machen.

Rüdiger (fixirt sie).
Freut mich.
Ein wenig liebeln auch daneben?

Marie.
Herr, ich versteh' Euch nicht —

Rüdiger.
Und wirst doch roth? —
Der Arnold, mein' ich, nannte Deinen Namen.
Marie! Nicht wahr?
Marie.
Der Arnold? — Ja, Marie.
Rüdiger (wie ärgerlich).
Ein hübsches Ding! (steht auf).
Auch flink im Dienst?
Marie.
Das bin ich!
Rüdiger.
Und sonst noch flink? — (drohend.)
Wenn Du mir meinen Werkmann
Verführst, jag' Dich mit Schimpf ich aus dem Hause!
Marie.
Herr, lieber Herr —
Rüdiger (heftig).
Mit Schimpf und Schande, daß Du's weißt!

Zehnte Scene.

Vorige. Arnold.

Arnold.
So jagt nur mich gleich mit!
Marie.
Arnold —
Rüdiger.
Du hast gehorcht?
Arnold (nimmt Marie an der Hand).
Herr, sie ist meine Braut, ich bin ihr Schützer!
Rüdiger.
So schnürt nur Beide Euer Bündel! Fort!
Arnold.
Gut. Komm', Marie.
Marie.
Nein, nein —
Rüdiger.
Fort Beide, sag' ich!
Verliebte unter meinem Dach? Das wär mir!
Marie.
Ein Wort nur —
Rüdiger.
Nichts!
Arnold.
Laß doch den Wüthrich! Komm'!
Marie.
Lest erst den Brief —
Rüdiger.
Was, Brief!
Marie.
Von meiner Mutter!
Sie schrieb ihn auf dem Sterbebett, beschwor mich,
In Eure Hände ihn zu übergeben.

Rüdiger.
Ein Brief! An mich? — 'S ist ohne Aufschrift —
Marie.
Lest nur!
Die Mutter schrieb ihn mit den letzten Kräften!
Sie würd' im Grab nicht Ruhe finden, käme
Das nicht in Eure Hand.
Rüdiger.
Im Grab nicht Ruhe?
Das sind so Redensarten! — Gieb. — Wie hieß
Nur Deine Mutter?
Marie.
So wie ich. Marie.
Und Werner war mein Vater, Handwerksmann,
Arm, aber brav —
Rüdiger.
Was kümmert mich Dein Vater!
Mich Deine Mutter, Deine ganze Sippschaft!
Macht fort! Schnürt Euer Bündel, damit holla!
Marie.
Ihr lest den Brief?
Rüdiger.
Ja doch! Wenn ich allein bin —
Arnold.
Komm' nur, Marie! Du bist und bleibst die Meine!
Marie (zögernd).
Auch wenn's der Herr nicht will?
Arnold (zieht sie fort.)
Ich bin mein eig'ner Herr!
(Beide ab.)

Elfte Scene.

Rüdiger (allein, sieht Beiden nach).
Bist Du? — Und — „wenn's der Herr nicht will?" — Sie will mich ködern!
Der Mann ist undankbar und grob, das Weib ist schlau. —
Ein Brief! Ein Bettelbrief! Nun ja! Was sonst?
Dem Weibe kam mein gutes Herz zu Ohren,
Und d'rum empfiehlt sie mir das Töchterlein,
Und rück' ich aus, dann hat sie Ruh' im Grab!
Zum Henker, diese Alte-Weiber-Floskeln!
(Oeffnet den Brief.)
Was für Gekritzel! Was für Krähenfüße!
Die letzten Kräfte! Freilich, da begreift sich's. —
Was schreibt sie nur? Ist mir die Schrift bekannt?
(Liest).
„Verzeihung!" — Wem? (blickt nach der Unterschrift.)
„Deine Marie im Sterben" —
Meine Marie? Sie schreibt?
(Liest rasch von vorne, scheint bewegt, nach der Pause.)
Sie hat gebüßt. — Nicht mehr

Als sie's verdient! — Der Mann gestorben. — Hätt'st Du
Auf mich gewartet! Ich leb' noch. (Blickt wieder in den Brief.)
„Das Kind" —
Nun ja, ich weiß, am Scharlach ist's gestorben! — (Wie oben.)
Nein! Was? Das Kind genas? Und sie verhehlte mir's? (Wie oben.)
Sie konnte sich nicht trennen von dem Mädchen? —
Ei so behalt's! Was frag' ich nach dem Balge! (Zerknittert den Brief, wirft ihn auf den Tisch, geht auf und ab, hält dann inne.)
Balg? — Ja! Ihr Kind! — Doch auch das meine! — Lebt's noch?
Marie! Sie ist's — (sinkt in den Sessel).
Was nun? — Mit sechzig Jahren werd' ich Vater —
Und achtzehn Jahre hat sie mir's verschwiegen. (Steht auf.)
Sie schickt mir meine Tochter, ihr Vermächtniß. —
Hm! Wär's nicht ihre Tochter, nähm' ich's an. —
So hab' ich eine Tochter! 'S ist doch eigen —

Zwölfte Scene.

Rüdiger. Arnold.

Arnold.

Herr Rüdiger —

Rüdiger.

Was giebt's?

Arnold.

Mein Bündel ist geschnürt —

Rüdiger.

So geht zum Teufel in die Höll' mein'twegen! (Geht herum.)

Arnold.

Mit einem Engel, der Marie! Adieu —

Rüdiger.

Halt! Die Marie? Ihr nehmt sie gleich mit Euch?

Arnold.

Da Ihr sie fortjagt, in die Welt hinausstoßt — (Zum gehen gewendet.)

Rüdiger (für sich).

D'rum geht sie durch! Ganz wie die Mutter! Halt!
Ich will die Dirn' erst sprechen — ohne Euch!

Arnold.

Ich schick' sie her — nur bitt' ich: artig, Herr,
Und nicht mein Bräutchen wieder angeschnauzt!
Sie hat ein fein Gemüth, will gut behandelt sein — (ab).

Dreizehnte Scene.

Rüdiger (allein). Dann Marie.

Rüdiger (allein).

Ein fein Gemüth? — Hm! Hat sie's von der Mutter? —
Vom Vater auch nicht! — Gut behandelt? Weiß' ich
Sie denn? — Hübsch ist die Dirn'. Der Mutter ähnlich.
Will's hoffen, nur von außen. — Still! Da kommt sie —

Marie (kommt).

Ihr habt befohlen, Herr —

Rüdiger.

Tritt näher, schleich' nicht so! —
Sieh' mir in's Aug'! Hast Du ein bös Gewissen?
Weißt Du, was in dem Briefe steht?

Marie.

Kein Wort, Herr!

Rüdiger.

Nicht? So? — Du warst der Mutter einzig Kind?

Marie.

Ich hatt' ein Brüderchen, fünf Jahre zählt ich,
Da kam's zur Welt, erst nach des Vaters Tode —
Doch lebt's nicht lang! Kaum über's Jahr. Da ward's
Ein Engelchen!

Rüdiger (ironisch).

Mit Flügeln?

Marie (entrüstet).

Spottet Ihr?

Rüdiger.

Verzeih'! — Und Deine Mutter?

Marie.

Weinte, weinte —
Ich weinte mit. Sie schloß mich in die Arme:
„Nun hab' ich Dich, sonst nichts!" — Es war recht traurig —
(Wischt die Augen.)

Rüdiger (für sich).

Nein, sie ist anders als die Mutter! — Ihr wart
Wohl arm?

Marie.

Recht. Sehr. Wir nähten um die Wette

Rüdiger.

Für Geld?

Marie.

Was sonst? — Verwaist trat ich in Dienst,
So kam ich bis zu Euch.

Rüdiger.

Und willst nicht bleiben?

Marie.

Das heißt —

Rüdiger.

Nicht ohne den dort? Was? Doch geht's nicht!
Die Mutter hat Dich mir empfohlen, hat mich —
Zu Deinem Vormund aufgestellt.

Marie.

Steht das
Im Brief?

Rüdiger.

Das und noch mehr. Du sollst mir folgen,
Sollst Dich nach meinem Willen fügen, Mädchen,
Sollst mich, den alten Mann, auch warten, pflegen —

Marie.

Das will ich gern!

Rüdiger.

Gewiß? Bis an mein Ende?

Marie.

Will's Gott, das ist noch fern!

Rüdiger.

Wer weiß?

Marie.

Die Menschen
Brauchen Euch ja!

Rüdiger.

Ich aber brauch' sie nicht!

Marie.

Sagt das nicht, Herr! Denn seid Ihr auch der Meister,
Und habt den Geist, den Sinn, der Alles angiebt,
So braucht Ihr doch der Andern guten Willen,
Fleiß, Neigung und die tücht'gen Arbeitshände,
Um auszuführen Euer Werk.

Rüdiger.

Das wohl —

Marie.

Dafür seid Ihr gepriesen allenthalben,
Verehrt, geliebt —

Rüdiger.

Liebst Du mich auch?

Marie.

Von weitem —

Rüdiger.

So? In der Nähe nicht?

Marie.

Durft' ich Euch nah'n bis jetzt?
Den Namen Rüdiger, ich kenn' ihn längst,
Seit mir die Mutter preisend ihn genannt,
Den Mann erst jetzt, erst heut'!

Rüdiger.

Den Greis, mein Kind!

Marie.

Ehrwürdig, wie ich mir ihn vorgestellt!
Denn als ich kam in diese Einsamkeit,
Die hohen Berge mir die Brust beengten,
Da lachten mich die Leute aus — „Lern' erst den Alten
Vom Berge kennen," — hieß es, — „unsern Vater!"

Rüdiger.

Vater —

Marie.

Das seid Ihr auch! der Vater Aller!

Rüdiger.

Der Vater Aller ist so gut wie keiner!

Marie.

Herr, ich versteh' Euch nicht! Fragt doch den Arnold —
Nein, fragt den Letzten, der geringsten Dienst thut,
Die Kranken fragt, die Armen und die Waisen,
Fragt Jeden, dem Ihr wohlthut, Vater seid —

Rüdiger.

Vater! Ja, wenn ich's wär'! Wenn ich ein Kind hätt'! —
Gesetzt, Du wärst's —

Marie.

Ich? Eure Magd?

Rüdiger.

Die mich
Nach Deiner Mutter Auftrag pflegen soll.

Marie.

Bei Gott, ich will's! Mit aller Treu und Sorgfalt —

Rüdiger.

Wirklich? Und ohne den?

Marie.

Ihr schickt ihn fort?

Rüdiger.

Du liebst ihn wohl von Herzen?

Marie.

Ihn und Euch!
Schickt ihn nicht fort, Herr! Laßt uns Beid' Euch pflegen!
Weiß Gott, Ihr findet keine treuer'n Seelen —

Rüdiger.

Du schmeichelst süß! Wie Deine Mutter einst —

Marie (wird aufmerksam).

Wie meine Mutter? Die Ihr kanntet? Sagt doch!

Rüdiger (ohne zu antworten, halb für sich).

Nein, nein! Es ist ein ander Blut in ihr,
Ein besser Blut, ein edleres! Ist's meines? —
Mein Kind —

Marie.

Mein Herr —

Rüdiger.

Sag' Vater!

Marie.

Darf ich? Vater!

Rüdiger.

Gott, Gott! Wie klingt das süß! — Ruf' mir den Arnold —

Marie.

Arnold! Arnold!

Vierzehnte Scene.

Vorige. Arnold.

Arnold.

Da bin ich!

Rüdiger.

Ist Dein Bündel
Geschnürt?

Arnold.

Mein und das ihre.

Rüdiger (zu Marie).

So willst Du mich verlassen?

Marie.

Wenn er mich liebt —

Rüdiger (zu Arnold).

Und Du?

Arnold.

Herr, laßt das Mädchen
Die Meine sein, und Beide sind wir Euer!

Rüdiger.

Und wenn ich's wollt'! Es ist ein Vater da,
Der Einspruch machen kann —

Arnold.

Des Mädchens Vater?

Marie.

Nein, ich bin Waise längst — Herr, und ich
lieb' ihn!

Arnold.

Des Mädchens Vater, Herr?

Rüdiger (heimlich).

Was ich Dir heut' vertraut —
Sie ist des Weibes Kind — das Weib ist todt! —
Sie lebt —

Arnold.

Herr Gott! Marie — (faßt sie).

Marie.

Was ist? Was soll's?

Arnold.

Dort wende Dich der Sonne zu, die scheidet!
Fall' auf die Knie' und bete für die Mutter!
Dann in des Vaters Arme!

Marie.

Vater, sagst Du?

Rüdiger.

Du bist — bist meine Tochter!

Marie.

Ich?

Arnold.

Sag' Vater!

Marie.

Vater, Vater!

Rüdiger.

O süßes Wort! Mein Kind!
Marie! Arnold! Marie! Ihr meine Kinder!
Wird mir das Glück am Ende meines Lebens?
Das Glück der Lieb'!

(umschließt Beide.)

Ich glaube d'ran! Ich glaub'
An's Menschliche — und mögt Ihr's gött-
lich nennen!

Koptein Pött.

Eine plattdeutsche Geschichte von Klaus Groth.

„Vun Ystadt kamt Ji?“ frag en ol Koptein,
— So war he nömt, un seeg ok ut darna;
Wi dropen em in't Fährhus bi den Grog —
„Vun Ystadt! — Ji! — gelehrte Herrn! — vun Sweden!
„Un mit en Damper! — vaer de Wetenschop! —
„Wat maegli! — ahn en Ladung! — un vun Ystadt!“
Verwunnert heel he't Glas an op den Disch.
„Lachs angelt, maegli?“ sä he mit Bedacht —
Denn wat ik em vertell vun ünnersöken,
De ganze Oostsee daer un alle Küsten,
Dat löv he nich, „dat broch keen Minsch wat in,
„Wi funn ok nix herut mit ünnersöken,
„Denn wat de See bedeck, dat weer Geheemnis.“
Man kunn doch, sä ik, fangn wat ünner lev.
„Lachs angeln, as ik segg, dat is en Sak,“
Weer do sin Wort, „Lachs gift dat dar bi Ystadt,
„Is recht de Platz, de gift't, dat is mi dütli.“
Un darbi blev he.
Doch sin breet Gesicht,
Utweddert un vull depe Pockenaaren[1])
Sä doch wat anners, düch mi, as: „Ik löv't ni,
„Bindt mi nix op den Aermel,“ fründli weer't,
Nadenkli drunk de ol Koptein sin Glas
Un seeg ut Finster op de See hinut,
As weer dar wat to sehn, nordwesten rop,
Wit aewern Kimming,[2]) un he sä sik: Ystadt!
„Sünd Se der west, Koptein?“ fung ik denn an
To fragen, denn vun Sweden, vun Stockholm —
Dar rak[3], em ok nix, wat ik ok vertell[4]) —
Vun Ystadt blot — „Kennt Koptein Pött den Haben?“
Ob ik em kenn, so meent Se, junge Herr?
Weer do sin Antwort, un he wenn' sik um,
As kehr he ut en waken Drom torügg —:
Hier, as min Hand — un darbi wies he mi
Sin Linke, vun en Farv as eken Bork,[5])
Un vun en Umfang as en Ballastschüffel[6]) —
So kenn ik Ystadt! — Weer min eerste Reis'. —
Un nu, as gung dat Schott[7]) op vaer en Slüs',
Ging't an't Vertelln:
Dat weer min eerste Reis',
Ja, de weer anners tacht[8]) as mit en Damper!
De eerste weer't, de argste de ik denk,
Un ok min beste Fahrt de ging na Ystadt,
Na Jahren, un ik broch min beste Fracht
Vun dar to Hus, dat weer min leewe Fru. —
Wa lang is't her! — Wa lang is se al hin!...
Un wat ik dar belev weer fast noch arger,
Sä de Koptein, as dach he wit torügg,
Doch ahn en Kummer, ne, he lach toletz
Un sä: Ik kann ni denken an de Fahrt,
So is mi't jedes mal, as rük ik Plumm,
De drögten Plumm, verstat Se, mit solt Water.
Dat sitt mi in de Naes un op de Tung,
Un dat verget ik ni so old ik warr. —
Min Ol weer Seemann, recht na't ole Slach,
Un dat ik Seemann war, ja, dat verstunn sik,
Dat warn wi all hier vun de Waterkant.
Mi weer't ok recht. Un as ik confermeert,
Do frag sik't blot um Hür[9]) un en Koptein.
De war der funn. Min Ol de weer bekannt
Mit jede Haben an de Ostsee rum,
Mit jeden Rheder un mit jeden Schipper.
So weer't em licht en Hür vaer mi to finn,
En seker Schipp, en düchdigen Koptein,
Un, wat em wichti, vaer en orndli Fahrt.
Denn dal na Lübek, oder rop na Kiel,
Dat, meen he, weer en Lustfahrt vaer Mamsellen

[1]) Pockenaaren Pockennarben, Blatternarben. [2]) Kimming Horizont. [3]) raken treffen. [4]) vertelln erzählen. [5]) eken Bork Eichenrinde. [6]) Ballastschüffel Sandschaufel. [7]) Schott Schoß, Schleusenthor. [8]) tacht beschaffen. [9]) Hür Heuer, Anstellung wie Besoldung des Seemanns.

Un nix vaer Een, de Seemann heten wull
'Un weten, wa dat utseeg in de Welt.

So kreeg ik denn en Platz, as Jung, natürli —
Koptein vun Femern, splinternies Schipp,
In Sweden bu't, en Schoner, leeg vaer Ystadt
Um Fracht to nehm', en Ladung Lachs un Heering,
Dal na de Mittlandsch' See un na Triest.

Ik also mit en annern Kamerad,
En Lichtmatros, un noch en Timmermann,
En farri [1]) Kerl, sin Nam is mi vergeten,
Kroß heet de anner Burß, de Lichtmatros —
Wi dree wi gingn mit Schipper Unbehaun
Op den sin Jacht eens Morgens ut in See.
Dat weer inn Mai, wi harrn en osten Bries,
Un segeln glatt den Cours op nordnordwest,
Lik op den Strich na Ystadt to, na Schonen.
Dree Dag' meen Schipper Unbehauen, veer
Op't höchste kunn de Fahrt uns kosten,
Denn disse Jacht, vertell he, weer en Segler
De söch sins Liken, weer en Meisterstück,
Noch bu't vun de Conradis, vun de Olen,
Wo nu de Jungs de grote Werft vun harrn
Bi't Kieler Slott, dicht achtert Kattendor.
Ja, dat weern Meisters west! un dit en Jacht,
So'n geef't ni mehr!

Un segeln de'n wi richti
As weer't en Wettfahrt. Un wi annern Dree
Wi keken bald na Ystadt ut un Schonen.

Doch schull dat anners kam! Um sprung de Wind,
Eerst hungn de Segel, fungn denn an to klappen,
De Lucht war diesi,[2]) gries un grau de See:
Un darmit keem he an, de echt Nordwester,
Se kennt em ok wul, wenn he Hageln drift,
As sei [3]) he Nateln, un uns arme Jacht
De fung en Danzen an as na Musik.
Dat is en slecht Vergnögen, Herr, so'n Danz
Vaer de't ni wennt [4]) is, un darto solt Water
Vun buten [5]) un vun binn, un solten Heeren [6])
Vun binn un buten! Denn uns arme Magen
Weer rein as umkrämpt, ja, ik rük dat noch,
Wenn ik't bedenk — un Küll as to'n Vertwiefeln.
Denn krüzen mußten wi, un Unbehauen,
Blau anfrarn as en Zippel, reep sin: Ree [7])!
To'n Umleggn ut as en Posaunenengel.

He harr en griesen Pudel mit an Bord,
En gruli Deert, en rechten Minschenfiend,
De harr bi't Rohr [8]) en Hütt ut wülke Bred.
Belln de olt Beest un huln, mi 'st unbegriepli,
Wa he dat utheel dree un twintig Dag!

Un jedes mal, so as en Störtsee keem —
Rin in de Hütt! dar jammer he un jank,
Un as't vaeraewer — ruter fahr un bell he —
Ne, Gott vergev, dat weer en Höllenfahrt!

Denn gar des nachts! ik mag ni daran denken,
In't Slapen to verdrinken is je häßli!
Un darto keem der in de jungen Magens
De Hunger bald, as weern wi junge Wülf!
Half gaare Arfen,[9]) Gott, un ranzi Speck,
Verschimmelt Brod, un wat to kriegen weer —
Rin ging dat, as de Dod inn armen Sünder.
Doch bald so war dat knapp, un Unbehauen
Heel, wat he Proviant nöm, ünnert Slött.
Dat geb Ratschons, as got man Fingerhöt
In Kölfaet.[10]) Ne ik segg, Een weer to Noth,
Man dach an brate Sahlen as an Beefstück.

Ik, as de Jüngste, lee wul fast tomeist.
Ik sleek [11]) herum in't Schipp, krop in den Rum,[12])
Rük, wo ik ni mehr seeg, na wat to eten,
Harr Rötten freten, harr ik se man funn.
Do trock [13]) mi in den Rum wat in de Näs',
As harr ik 't ehrmals rükt [14]) bi unsen Höker [15]),
Wenn ik der keem — wahrrafti, en Geruch
Dat rük na Plumm! — Un as de Mus dat Speck,
So trock mi 't na de Stell, un mank de Ladung
Dar funn ik ok in Düstern bald en Sack,
Wo ik bi liggn bleb, as de Fleeg bi't Syrop.
De Nath weer licht to lösen, un ik eet —
Ne, wa ik eet, dat lett sik nich vertelln.
So hett nix wedder smeckt, so lang ik denk!
Un harr ik mal, as't nich jüs drapen hett,
En Sack funn mit Ducaten — disse Sack
Mit Plumm harr ik vaer schieres Gold ni geben.

Na, allens hett en Enn, un endli keem'
Wi half toschann mit unse Jacht na Ystadt.
Doch ehr wi landen, krop ik in den Rum
Un stopp mi dar vun Plumm de Taschen vull,
Ik harr sitdem den Smack op disse Dinger.
Denn wannern wi, wi Dree, mit unse Snappsäck,
Un sän adüs to Schipper Unbehauen,
In Ystadt rin, un dar na uns Quarteer —
Will seggn en Hüschen mit en Stall der achter,
Un in den Stall en Lock, un dat weer unse.
Dar smeet de Timmermann sin Snappsack dal,
Darto sin Steweln, un, wat meen Se, Herr?
De Steweln stramm vull Plumm, as ik min Taschen!
Harr ok der Smack op kregen, jüs as ik.
Doch wat vaer uns keen Smack harr, weer de Sprak.

[1]) farri fertig, tüchtig, stark. [2]) diesi neblig. [3]) sei säte, seien säen. [4]) wennt, wendt gewohnt. [5]) buten außen, binn innen. [6]) solten Heeren gesalzener Heering. [7]) Ree! fertig! engl. ready. [8]) Rohr Steuer. [9]) Arfen Erbsen. [10]) Kölfaet Kühlfässer, große Gefäße der Brenner. [11]) sleek schlich. [12]) Rum Raum, Schiffsraum. [13]) trock zog, trecken ziehen. [14]) rücken riechen, rükt, gerochen. [15]) Hoker, Höker, Krämer.

Keen Minsch verstunn uns, wi verstunn keen Minschen.
Dat klung as jungn se all en Melodie,
Un unse Melodie de lud op Hunger
Un anners nix. Doch kregen wi to eten,
So slicht dat weer; un ahn en Text darto
Vertehrn wi allens still vaer Fodens[1]) weg
Mit Rupp un Stupp, de Graden vun den Fisch,
Vunn Kees dei Rnn, de Swarten vun dat Speck,
Vet allens op, un wi to Lager musten
In unse Lock.
Do seggt de Timmermann,
Un sat de Daer: Nich mal en Aewerfall,
Wenn ok keen Slött! Un bi so'n Röwervolk,
De alle singt, un de keen Minsch versteit!
Un nimmt sin Klappmeß,[2]) klemmt darmit de Daer,
Dat't nich to aepen, as mit schier Gewalt.
So leggt wi Dree uns ruhi dal und slapt,
Ja, slapt, as harrn de Engeln vaer uns jungen,
Un keen Posaun weer lud noch uns to wecken.
Un dochen, as wi slepen as de Dachs —
Wat weer't, wat klopp, wat bumms an unse Daer?
Op sprungn wi alle Dree. Natürli, Röwer,
Vun't Pack wat singt, wenn anner Minschen spreft!
Un grepen Jeder na en Stück vun Dings.
Do hörn wi kloppen, un en Stimm de reep,
Wat ok en Minsch sik düben kunn as: Apen!
Un wat uns lud as: Richter! un Gericht!
Ja, denn so weer't wul nödig, meen' wi do.
De Timmermann de trock sin Klappmeß weg,
De Daer gung apen, un inn Morgenschummern —
Wat stunn dar vaer de Daer? Du lewe Gott!
Ja, wat en Schrecken vaer so'n arme Jungs,
In't fremde Land, wo uns keen Seel verstunn!
— Weer't Röwers west, weer't wenigstens ni arger —
Soldaten stunn inn Hof, Gewehr in Hand,
Mit Volk derachter, nieli[3]) un verslapen.
Rut warn wi cummandeert mit Wör un Teken,
Vaeran de arme Timmrer mit sin Klappmeß
Dat he in Hand beheel vaer luter Angst,
Un aewern Hof föhrt, vaerin na de Del —
Herrgott! Dar leeg na't Dörnsch[4]) rin aewern Drüssel[5])
En Fru int Blot — vaer ehr de Timmermann,
Sin Meß in Hand, un't Volk dat stunn un murmel —
Wi kunn noch denken, dat dat heet: He weer't!
Dar weer de Mörder, disse utlandsch Kerl,
Un wi sin Helpers, dis verhungert Jungs!

Ik heff nie weten wat en Ohnmacht is,
So lang ik denk, doch wenn dat darto hört,
Dat all dat Blot Een in de Adern stockt,
So weer ik neeg derbi. — Do reep en Stimm —
Dat weer en Flasskopp Mäden, halv noch Kind,
Ik hör se noch, de Stimm, un seeg de Ogen,
Vull Angst un Thran'n, — de wies op min Gesicht
Un reep op Plattdütsch: „Disse hett't ni dan,
Dat is ni maegli, och de arme Jung!"
Na, wenigstens en Trost vaer alle Dree
Man eerst mal Dütsch to hörn. — Natürli sä ik,
De annern weern so schuldlos as ik fülbn,
Wi harrn uns Daer verslaten mit dat Meß
Un ruhi slapen bet den hellen Dag.
Genog, wi keem' to Wort, woher, wohin,
Uns Consul war der halt, wi keem' to Rath,
Un't klär sik op, de Däder harr sik funn,
So bel ik hör en Mann ni recht bi Sinnen.
So warn wi frie, un glik bekannt in Ystadt,
Ja warn der hegt un plegt, as kum to Hus.
Natürli war de lüttje Diern min Fründin.
Se stamm ut Sleswig, weer en Waisenkind,
Hier bi Verwandte. — Un so lang min Schipp
Ni segelfarrig, keem ik jeden Dag
Mit ehr op dütsch to snacken vun to Hus.
Ja Herr, un as wi endli ünner Segel
Un südwarts stürten daer dat Kattegat,
De Nordsee, den Kanal, un wit un wider,
Vet in de Mittlandsch See, Se künnt wul denken,
Ik dach so vel na Ystadt as to Hus.
Um fort to wen, dat dur noch menni Jahr,
Doch as ik't so wit brocht harr dat en Schoner
Min egen weer: ik nöm dat Schipp Marie,
So neem ik't Rohr to Hand un neem den Cours
Noch eenmal nordnorwesten to na Ystadt
Un hal mi dar de würklige Marie,
Min lüttje Flasskopp, do min lewe Fru. —
Doch mit uns Fahrt bo na de Mittlandsch Habens,
Min eerste Reis' vun Ystadt, as ik sä,
Mit Lachs un Heeren, gev't noch dulle Dinger. —
Wi ging daer't Adriatsche na Triest
Um maegli dar en nie Fracht to kriegen.
Dat weer de Tid, verstat Se, das al lang,
Se könnt't ni denken, as Napolion,
De grote Spitzbov do vun Elba utkneep.[6])
Das nu al, segg ik, an de füfdi Jahr,
Do legen wi inn Haben vun Triest.
Wat denn? dat kunn wi? un wat ging't uns an?
Ja, junge Mann, do weern dat anner Tiden.
Angan? de ganze Welt de gung dat an,

[1]) vaer Fodens vor der Hand (Pfote) weg. [2]) Klappmeß Einschlagmesser. [3]) nielig oder nieschierig neugierig. [4]) Dörnsch Stube. [5]) Drüssel Thürschwelle, engl. treshold. [6]) utkneep auskniff, weglief.

Wenn de mal trampel, denn de Welt de draehn
Vun den sin Schritt. Un as he wegleep,
Do leep de halwe Welt em achterna,
Un wi — ja, liggn, dat kunn wi vaer Triest,
Doch ruter kunn wi nich, dat Lock weer to.
Un legen dar de runnen hundert Dag'
Bet se em wedder grepen. Legen dar
As op de Fuhlbank, nich en Hand to röhrn.

Do bummeln wi denn, min Kamrad un ik,
Min Landsmann Kroß, wi beid as dumme Jungs
Un rechte Flaetsen[1]) rum un dreben Schann.
Das nix vaer Jungs, wenn't an de Arbeit fehlt,
Dat heff ik lehrt, de Fulheit föhrt to't Laster.
Wat wi bedreben? Nein de Aewermoth
De stek uns, as man seggt, dat Perd de Hawer.
Ik will ni seggn wat Slechts, doch ok nix Rechts.
To't Slechste fehl uns glückli Wies' dat Geld,
Wi harrn keen Lix[2]) as höchstens dann un wann
To Appelsinas vun de ringste Sort,
Am leefsten anrött,[3]) darvun lohn't am meisten.
Darmit de Taschen vull, un mit de Schell[4])
Un mit de letzten de wi nich mehr muchen,
Wat wi darmit vaern dullen Unfug dreben,
Ik segg't ni wedder, weet ok nich mehr allens.

Doch, wat Se denkt — natürli keem' wi los
Am letzten Enn un wedder op de Fahrt,
Un mähli to Vernunft, un, as ik seggt heff,
Ik war Koptein un kreeg en egen Schipp
Un Fru un Kinner — sitt nu op den Utkiek,[5])
As Se mi findt.

Doch weer't vaer welke Jahren,
As't wedder los gung hier in Sleswig-Holsteen,
Do kam ik rop na Kiel, 't weer veer un süßdig,
As do de Dütschen keem' un unse Herzog.
Do treckt wi dar de Straten rum in Staat,
Singt Sleswig-Holsteen, unse ole Psalm,
De lang verbaden weer, ut luden Hals,
Un drinkt darto, un sünd ut Rand un Band,
Dat heet, wi Olen mit, doch bi Vernunft.
Do drep ik dar wahrrafti Koptein Kroß,
Min Kamerad vun't Hus. Ik kenn em glik,
He harr en Naes, de kunn sik nie verännern,
Obglik ik em ni sehn in föfdig Jahr.

Ik segg: Gundag Koptein! He seggt: „Gundag!"
Kennst mi ni, segg ik, Kroß? „Ne, seggt he, ne!"
Mi nich, din Kamerad? Denk an de Fahrt
Mit Schipper Unbehaun sin Jacht na Ystadt!
„Ne, seggt he, ne!" Ik segg: Denk an de Plumm!
Dat hölp nix. An de Timmermann sin Klappmeß!
Hölp allens nix. Ik segg: Denk an de Fahrten
De wi tosam hebbt utföhrt in Triest!
De rötten Appelsinas! — Keen Besinn.

Ne, denk ik, wat en Lock is in de Seel!
Is't maegli, Krüschan, segg ik, Krüschan Kroß
Besinn di doch! as wi do Pusrohrn makten
Ut Reeth, wat in den Dik wuß, dicht ann Haben.
Wi gingn darmit den Fotstieg achter rop,
Dar hung en Bild, dat weer en Frunsminsch, häßli,
De sän, de Mutter Gottes, wat uns arger,
Dar brenn en smerri Thranlamp Dag un Nacht,
Weest nich? Dar stunn wi beiden achtern Eck
Un schoten mit dat Pusrohr na de Lamp,
Bet wi se dropen.

Meen Se, junge Herr,
Dat en vernünfti Minsch vun Saebendig
De halwe Welt vergitt un't halwe Leben,
Dat de en Streich, so recht en Flaetserie,[6])
Wo blot en losen Jung op kumt ut Fulheit
Un Aewermoth, dat de son Streich beholt,
Un't freut em noch, as weer't en Heldendad?
Is richti so! — „Ja, reep he, Junge, Pött,
Büst du't? min Ol? Wahrrafti, ja, du büst!
Ja, ob ik't denk! Ja, domals weern wi junk!" —
So weer dat, Herr . . . Doch wenn ik't recht bedenk,
Ob ik't noch mal beleben much? — Ik weet nich.

Kiel, Febr. 1875.

Klaus Groth.

[1]) Flaets unnützer Bube, grober Geselle. [2]) Lix Lire Geldmünze. [3]) anrött angefault. [4]) Schell Schale von Früchten. [5]) Utkiek Ausguk. [6]) Flaetserie häßlicher Bubenstreich.

Der neue Leander.

Erzählung von Sacher-Masoch.

Ende October 1707 hatten die einander in den Niederlanden gegenüberstehenden Feldherren Vendome und Marlborough ihre Truppen die Winterquartiere beziehen lassen. Der Feldzug von 1707 hatte den Verbündeten keine besonderen Vortheile gebracht. Dies schien Ludwig XIV., welcher den spanischen Erbfolgekrieg mit ebensoviel Siegesgewißheit als Glück begonnen hatte, nach den schlimmen Tagen von Höchstädt, Ramillies und Turin schon ein höchst erfreuliches Resultat, das er durch eine Reihe glänzender Feste feierte. Selbstverständlich durfte es auch nicht an einem militärischen Schauspiel fehlen und so wurde am 10. November in Versailles eine große Revue abgehalten.

Tausende von Menschen kamen aus Paris dahin, um die Truppen, von denen ein Theil eben erst aus Flandern zurückgekehrt war, zu sehen. Der Hof erschien vollzählig und mit allem jenem Glanze, mit dem Ludwig XIV. die Majestät zu umgeben verstand.

Unter den großen Damen, welche reich gekleidet in ihren Staatskarossen sitzend, wie aus bequemen Logen dem Defiliren zusahen, nahm Agrippine, Herzogin von Vaudement, durch Schönheit und Geist den ersten Platz ein. Sie war sehr reich, vor Kurzem erst Wittwe geworden, dreiundzwanzig Jahre alt, unabhängig von ihren Verwandten, von seltenem Reiz und bezaubernder Grazie, und besaß die Belesenheit und den Witz, welche für eine Schöne jenes classischen Literaturzeitalters unerläßlich schienen. Wie sollte es ihr an Bewunderern und Bewerbern fehlen? So war sie denn auch heute buchstäblich von Anbetern umringt, unter denen man den Marschall Bouflers und den Herzog von Burgund bemerkte.

Als das Regiment Navarra vorbeimarschirte, sah man neben der von Kugeln durchlöcherten Fahne desselben einen Officier, welcher die von seiner nicht gewöhnlichen Tapferkeit zeugenden Ehrenzeichen auf einer verschossenen, fadenscheinigen und hie und da sogar geflickten Uniform trug. Die ganze Erscheinung des armen heldenmüthigen Mannes hatte unter der strahlenden Schaar reich geschmückter Kavaliere so viel Rührendes an sich, daß die Herzogin unwillkürlich den Herzog von Burgund um seinen Namen fragte.

So naiv dies an und für sich war, denn wie sollte der nominelle Commandant der Armee Vendomes einen einzelnen Officier kennen, so war er diesmal doch in der

Lage, der schönen Frau Bescheid zu geben. „Es ist Capitain Dubois,“ sagte er, „ein Braver, den die ganze Armee kennt.“

Ein Zufall wollte, daß der Capitain, welcher bisher im Bewußtsein seines ärmlichen Aufzuges finster vor sich hingeblickt hatte, in diesem Momente sein Auge auf der schönen Frau haften ließ und schneller, als es für einen so erprobten Kriegsmann schicklich ist, von ihrer Schönheit besiegt war, und was mußte er sehen? die Herzogin bedeckte ihr Gesicht mit dem Taschentuche. . . .

„O! sie hat genug Erziehung um es verbergen zu wollen, aber sie hat dennoch über mich gelacht!“ murmelte Dubois, biß sich in die Lippe und zwei zornige Thränen traten in seine Augen.

Zu Hause angelangt, schnallte der arme Capitain seinen Degen ab und warf ihn auf den Tisch, riß seine Uniform herunter und schleuderte sie auf einen Sessel; dann ging er mit großen Schritten heftig auf und ab.

„Was hat es denn gegeben, Herr Capitain, hat man Sie beleidigt,“ begann nach einer kleinen Pause sein redlicher Diener Benjamin, ein Veterane seines Regimentes, der von ebensoviel Kugeln getroffen war, wie die Fahne desselben. „Man hat über mich gelacht!“ rief Dubois, „gelacht, mein Freund.“

„Wer darf es wagen?“ sagte Benjamin, der purpurroth geworden war, „wir werden ihn herausfordern, den Elenden.“

„O! das ist eben, daß ich mir die Kränkung gefallen lassen muß,“ fuhr er weinend fort, „daß es eine Dame ist, die mir dieselbe zugefügt hat, und eine Frau, die so schön ist, daß man sie lieben muß.“

„Und worüber hat sie gelacht?“

„Ueber meine Armuth, ehrlicher Benjamin, über meine schlechte Uniform.“

„Nicht zu glauben,“ murmelte Benjamin, indem er den Rock vom Sessel hob, nach allen Seiten gegen das Licht wendete und betrachtete, „und ich habe doch alle Risse so herrlich geflickt.“ —

Einige Tage nach diesem Vorfall erschien in der bescheidenen Wohnung des Capitains, und zwar in seiner Abwesenheit, ein herrschaftlicher reich gekleideter und galanirter Jäger und übergab Benjamin ein parfumirtes Briefchen und einen kleinen Koffer, welcher wohlverschlossen war. Der brave Diener athmete auf, als sein Herr endlich nach Hause zurückkehrte; die Neugierde drohte ihn zu ersticken.

Während sein Capitain das Briefchen erbrach und las, hatte Benjamin sich des Schlüsselchens bemächtigt, das demselben entfallen war, den Koffer geöffnet und eine prachtvolle neue Uniform entfaltet, wobei er es an Ausrufen freudiger Verwunderung nicht fehlen ließ. „Was thust Du?“ rief plötzlich Dubois, „packe diese Gegenstände sofort wieder ein.“

„Gehören sie denn nicht uns?“ staunte der Diener.

„O! es ist eine neue Beleidigung der Uebermüthigen,“ rief der Capitain, „dieses Briefchen ist von der Herzogin von Baudement, derselben schönen Dame, die mich bei der Revue so herzlos verspottet hat. Ich habe durch einen Kameraden ihren Namen erfahren. Sie ladet mich zu einer Jagd ein auf ihr Schloß, offenbar nur um mich in Gesellschaft der Gecken, welche sie umgeben, nochmals zu verspotten, und um die Schmach voll zu machen, sendet sie mir eine neue Uniform.“

„Nun da sehe ich keine Schmach,“ erwiderte Benjamin, „ist es doch Sitte, daß

Cavaliere, besonders arme, die in der Armee dienen, von dem Könige, den Prinzen, Prinzessinnen und edlen Damen Geschenke, ja Geld erhalten und annehmen. Ich denke also, wir fahren zu der Jagd und behalten die schöne Uniform."

„Ich aber sage Dir, daß wir nicht fahren und die Uniform zurück senden."

Benjamin seufzte schwer auf, packte Alles wieder schön ein, lud den Koffer auf den Rücken, und gab denselben bei dem Portier der Herzogin ab. „Wir nehmen von Herzoginnen keine Geschenke an," sagte er bei dieser Gelegenheit mit großer Würde, „es muß mindestens eine Prinzessin sein." Noch an demselben Abend, der Capitain war fort und Benjamin eben mit einer erneuerten wissenschaftlichen Untersuchung der Uniform beschäftigt, welche so viel Schmerz über seinen Herrn gebracht hatte, trat, ohne vorher anzuklopfen, eine kleine sehr hübsche Person, offenbar ein Kammerkätzchen, unerschrocken in das Zimmer und fragte nach Dubois.

„Nicht zu Hause," sagte Benjamin ohne sich zu rühren. Ihm erschien nämlich die Kleine ebenso verführerisch wie dem tapfern Capitain die Herzogin von Vaudement, und so nahm er trotz dem kurzen Röckchen und den rothen klappernden Stöckelschuhen ohne Weiteres an, daß er diese Dame vor sich habe.

„Wer ist denn Er?"

„Er ist der Diener des bravsten und heldenmüthigsten Officiers des Königs."

„So?"

„Und sie?"

„Sie hat die Ehre, die Herzogin von Vaudement zu bedienen."

„So, das ist etwas Anderes," rief Benjamin, legte die Uniform vorsichtig auf den Sessel, und trat zu der hübschen Kleinen, um sie herablassend auf die Schulter zu klopfen. „Ihre Dame will wohl capituliren? He?"

„Die Leviten will sie seinem Capitain lesen," sagte die Zofe, „er hat einen schönen Bären von Herrn."

„Nichts über den Capitain."

„Wir sind beleidigt."

„Wir viel mehr."

„Worüber etwa?"

„Ueber ein gewisses Benehmen bei der letzten Revue und gewisse Geschenke," sprach Benjamin mit diplomatischer Ruhe.

„Nicht übel, kommt Ihr denn aus Afrika? beleidigt über Dinge, die einen Anderen entzücken, beseligen würden," rief die hübsche Kleine, „übrigens, hier ist unser Ultimatum und damit Adieu." Sie übergab ein Briefchen.

„Falls wir uns erweichen lassen und antworten sollten," sagte Benjamin nicht ohne Feinheit, „wie erfragt man Mademoiselle?"

„Ich heiße Ninette und Monsieur?"

„Benjamin Vergot. Veterane des Regiments Navarra."

„War mir ein Vergnügen."

„Gleichfalls."

*

* *

Es war eine neue dem Capitain vollkommen unbekannte Miene, mit der ihm Benjamin das Billetdoux der schönen Herzogin einhändigte.

„Von wem?“ fragte er, er ahnte den Zusammenhang.

„Vom Feinde.“

„Von jener Dame?“

„So ist es.“

„Weshalb hast Du ihn angenommen?“

„Der Parlamentair war gar zu hübsch, Herr Capitain.“

„So.“ Dubois sann nach. „Aber ich will den Brief nicht lesen. Was damit anfangen?“

„Wir müssen doch wohl den Inhalt kennen,“ meinte Benjamin.

„Ich bin nicht neugierig,“ rief der Capitain, „was kann das Schreiben enthalten? Vorwürfe! neue Beleidigungen!“

„Vielleicht doch Etwas Besseres, es wurde mir angedeutet.“ —

„Weiberkniffe, damit wir ihn annehmen und lesen,“ fiel Dubois ein, „aber wir lesen ihn nicht.“

„Wir lesen ihn nicht.“

„Und senden ihn zurück.“

„Und senden ihn zurück.“

Der Capitain betrachtete das reizende Briefchen, seufzte und gab es Benjamin, welcher sich damit zu der reizenden kleinen Ninette verfügte. Man erwartete Antwort und ließ ihn daher ohne Weiteres vor.

„Wird nicht angenommen,“ sagte er mit beispiellosem Gleichmuth und legte das Billetdoux in die kleinen Hände des hübschen Kammerkätzchens.

„Das! das ist ja unglaublich! das ist barbarisch! menschenfresserisch!“ schrie die Kleine auf, „und die Entschuldigungen Ihres Herren?“

„Wir entschuldigen uns nicht.“

„Die Gründe dieses unritterlichen Benehmens.“

„Wir befassen uns nicht mit Gründen. Adieu.“

„Adieu.“

Eine Woche verging, die Sache schien abgethan, da kam eines Morgens ein Freund und Kamerad des Capitains, der Lieutenant Roche zu ihm und bat ihn um einen wichtigen Dienst.

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung“, sagte Dubois, „gilt es einen Ehrenhandel?“

„Allerdings.“

„Und der Anlaß desselben, wenn ich fragen darf?“

„Eine Dame.“

„Und Ihr Gegner?“

„Der Prinz von Soubise.“

Dubois zog seine Uniform an, welche, wenn Benjamins Schwüren zu trauen war, wieder wie neu aussah, schnallte seinen Degen um und folgte dem Freund. Die Sekundanten besprachen Ort und Waffen, sowie andere Umstände des Rencontres leicht und gefällig, wie es in jenen Tagen üblich war, und trennten sich mit dem Austausch der verbindlichsten Redensarten.

Am folgenden Morgen trafen sich die beiden Parteien in einem Gehölze bei Versailles, begrüßten sich in der artigsten Weise und nachdem die Sekundanten ihre Vorbereitungen beendet hatten, traten die Gegner einander gegenüber und kreuzten die Klingen.

Der Kampf mit den feinen elastischen Florets machte für den Uneingeweihten den Eindruck eines anmuthigen Spieles; es war die Zeit, als man sich mit Witz beleidigte, mit Liebenswürdigkeit angriff und mit Grazie tödtete.

Diesmal sollte aber der so oft mit kostbarem Blut getränkte Rasen unbefleckt bleiben. Während die beiden Gegner sich auf demselben hin- und hertrieben, bald der eine, bald der andere attakirte oder sich zurück zog, wurde zwischen den Bäumen eine von zwei reichgekleideten Mohren getragene Sänfte sichtbar, aus der sich eine Dame herausbeugte und von Weitem schon mit ihrem Tuche wehend, Einhalt gebot. Zu seinem nicht geringen Schrecken erkannte Capitain Dubois in derselben die schöne Herzogin Vaudement.

„Sie ist es also, welche den Streit veranlaßt hat," dachte er, „sie ist offenbar ebenso coquett als herzlos."

Unterdessen hatte die schöne Frau ihre Sänfte verlassen und war zwischen die Kämpfer getreten. „Ist es war," sagte sie, „daß Sie sich meinetwegen schlagen, meine Herren?"

Die beiden Gegner schwiegen.

„Ich bitte mir zu antworten."

Der Prinz von Soubise verneigte sich.

„Wenn es so ist," fuhr die Herzogin, die schöne helle Stirne runzelnd fort, „stecken Sie sofort die Degen ein. Ich habe Ihnen kein Recht gegeben, sich meinetwegen zu schlagen. Ich befehle Ihnen, sich zu versöhnen oder für immer meine Nähe zu meiden."

„Madame —" versuchte der Lieutenant zu widersprechen.

„Wollen Sie gehorchen?"

Die Gegner reichten sich die Hände und steckten die Degen ein.

„So ist es recht, meine Herren," rief die schöne Frau mit einem freundlichen Kopfnicken, „ich bin mit Ihnen zufrieden. Und Sie, mein braver Capitain" — sie wendete sich unerwartet zu Dubois, welcher erbleichend einen Schritt zurück trat — „geben mir Ihren Arm. Ich habe mit Ihnen zu reden."

Während sich die Anderen langsam entfernten, schlug die Herzogin mit Dubois einen schmalen Pfad ein, welcher sie noch tiefer in das Dicicht führte, sie sprachen kein Wort, bis sie einen Rasenplatz erreichten, auf dem sie ohne Zeugen waren. Hier ließ die schöne Frau plötzlich den Arm des Capitains los, blickte ihm fest in das Gesicht und sprach mit einem reizenden Lächeln: „An uns ist es, uns zu schlagen, machen Sie sich bereit, mein Herr, aber vorher stehen Sie mir Rede. Ist es bei der flandrischen Armee Sitte, schutzlose Frauen zu beleidigen?"

„Vergeben Sie, Madame," stammelte Dubois, „aber wenn hier Jemand der Beleidigte ist, so bin ich es."

„Sie? wie das?"

„Erinnern Sie sich der letzten Revue, Herzogin?"

„Ja wohl."

„Auch der Einzelheiten?"

„Es kommt darauf an, auf wen sich dieselben beziehen."

„Erinnern Sie sich, daß Sie über einen armen Offizier in geflickter Uniform gelacht haben?" rief Dubois, „nun, Madame, ich bin dieser Offizier und dies ist die

geflickte Uniform, unter der ein warmes Herz schlägt, das Sie nicht gesehen, aber tief gekränkt haben."

„Mein Gott!" rief die Herzogin mit einer Art freudigem Schreck.

„Wer sagt Ihnen denn —"

„Ich sah, wie Sie Ihr Tuch vor die Augen drückten — "

„Ja, Capitain, um meine Thränen zu verbergen."

„Ist es möglich?"

„Nun sehen Sie, wie Sie mich gekränkt haben," rief die schöne Frau, „mich, die über Sie weinte, weil es mir das Herz zerdrückte, einen Helden in diesem Aufzuge zu sehen."

„O! ich Verblendeter! ich Sinnloser!" rief Dubois, „ich habe mich betragen wie ein unartiger Knabe. Sie können mir nicht vergeben. Befehlen Sie, daß ich mich vor Ihren Augen tödte —" er zog in galanter Extase seinen Degen und ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder, wie ein römischer Fechter, der von der Vestalin Leben oder Tod erwartet.

„Was fällt Ihnen ein," sagte die Herzogin, ihm ihre Hand reichend, „wer sagt Ihnen, daß ich zürne. Im Gegentheil, Capitain, es — es hat mich gereizt, von Ihnen in dieser Weise verschmäht zu werden. Man huldigt mir so viel, daß es mich anfängt zu langweilen."

„Welches Glück!" jubelte Dubois, die Hand der schönen Frau an seine Lippen pressend, „daß dieses unselige Mißverständniß sich aufgeklärt hat, daß ich Ihre Gnade erlangt habe, — kein Glück — bis jetzt war ich gegen Ihre Reize gewaffnet durch mein beleidigtes Ehrgefühl, jetzt giebt es keine Rettung mehr für mich. Ich gehöre Ihnen wie der gefangene Christ dem Muselmann, schmieden Sie mich an Ihre Galeere, Madame, zu den Anderen."

„Stehen Sie auf, Capitain," erwiederte die schöne Frau, „und versprechen Sie mir vor Allem, mir zu gestatten, daß ich ein wenig für Sie und Ihre kleinen Bedürfnisse sorge. Die Frauen verstehen das besser als Ihr heldenmüthigen Männer."

„Ich weiß nicht, wie ich so viel Güte verdienen soll, Madame."

„Und besuchen Sie mich," fuhr die Herzogin fort, „oft, so oft wie nur möglich, ja täglich —"

„Und jene Herren, welche —"

„Es giebt Niemanden, dem ich nur das geringste Recht über mich eingeräumt hätte," entgegnete die Herzogin, „nun sagen Sie mir aber Ihren Taufnamen."

„Hektor."

„Und ich heiße Agrippine. Sie werden mich fortan so nennen? Ja? und ich werde Hektor zu Ihnen sagen — der Name hat nur zwei Sylben, während Dubois! ah! was spreche ich da für Unsinn, Dubois hat keine Sylbe mehr, aber Hektor klingt besser."

„Madame —"

„Sagen Sie auf der Stelle Agrippine."

„Agrippine —"

„So ist es recht, mein lieber Hektor, geben Sie mir Ihren Arm. Und nun —"

„Nun soll noch Jemand über meine geflickte Uniform lachen!"

* * *

Der tapfere Capitain besuchte nun die schöne Herzogin Tag für Tag. Eine unsichtbare Fee beschenkte ihn mit allen jenen Dingen, welche damals den Mann von Welt, den Elegant ausmachten, und jetzt erst wo Dubois mit den glänzendsten Cavalieren Ludwig XIV. in Anzug und Schmuck wetteifern konnte, jetzt sah man erst, wie er alle anderen Männer tief in Schatten stellte. Agrippine hatte dies allerdings auch schon damals entdeckt, als er noch die geflickte Uniform trug.

Sie unterhielt sich mit Dubois vortrefflich, sie thaten Alles, was nur zwei junge verliebte Leute thun können ohne die Gesetze des Anstandes zu verletzen, sie ritten zusammen aus, sie jagten, spielten Karten, Dame oder Domino, der Capitain las zuweilen vor und Agrippine sang entzückend, wobei sie sich selbst auf dem kleinen Clavier begleitete, dessen Tasten mit Perlmutter eingelegt waren, sie scherzten, lachten, plauderten, neckten sich und speisten zusammen. Der Welt galt Capitain Dubois längst als der erklärte Anbeter, als der zukünftige Gatte der Herzogin, während die beiden eigentlich seit ihrem ersten Gespräche im Gehölze von Versailles keinen Schritt weiter gekommen waren.

Jeder Blick, jede Bewegung des Capitains verrieth seine Anbetung für Agrippine, wozu sollte er auch von seiner Liebe sprechen? und durfte er als Mann von Ehre überhaupt von derselben sprechen, ohne an das Geständniß sofort eine Bemerkung zu knüpfen, und wie konnte er, der arme Soldat ohne Namen, es wagen, um die Hand einer der vornehmsten Damen des Hofes anzuhalten?

Und Agrippine? Sie liebte Dubois vom ersten Augenblicke an, aber war es an ihr es ihm zu sagen? Sie war frei und konnte unbekümmert um ihren Namen, ihre Stellung, sich mit ihm für immer verbinden, aber welche Rolle spielte sie dann in der Welt, in der sie zu glänzen, zu triumphiren gewohnt war? Die Herzogin von Vaudement soll eines Tages zu einer Frau Dubois werden, Dubois schlechthin. Wer ist Dubois? fragt die Welt. Ein Officier des Königs und ein tapferer Officier. Aber mein Gott! es giebt so viel tapfere Officiere in der Armee des Königs!

So schwankte die schöne Agrippine zwischen dem Verdruß, daß Dubois sich ihr nicht erklärte, und der Furcht, wenn er sich erkläre, von dem stolzen Piedestal ihrer Stellung heruntersteigen zu müssen.

Es kam der Carneval, die Feste bei Hof versammelten Alles, was Namen und Rang besaß, und Dubois schien noch immer vollkommen glücklich, mit Agrippine Domino spielen zu dürfen.

Eines Abends warf die schöne Frau die kleinen Steine unmuthig zusammen und rief: „Weshalb besuchen Sie die Hoffeste nicht, Hektor, ich will mit Ihnen tanzen, Sie müssen auf den nächsten Hofball gehen."

„Sobald Sie es befehlen, Agrippine —."

„Ich befehle es also, aber Sie müssen hübsch sein, Hektor, Sie müssen alle Cavaliere des Hofes überstrahlen, ich werde Ihnen Ninette senden, sie wird Sie anziehen."

Wirklich erschien an dem Abende, als der Ball stattfand, die kleine Ninette in der Wohnung des Capitains. Benjamin hatte denselben bereits vollständig angekleidet und blickte mit einigem Stolz auf sein Werk, aber für scharfe geübte Frauenaugen erschien dasselbe noch unvollkommen genug. Ninette packte einen Carton aus und brachte hier Spitzen, dort eine Schleife und andere ähnliche kostbare Kleinigkeiten an, bis der Capitain in makellosester Eleganz strahlte. Als er die glänzenden

Säle von Versailles durchschritt hafteten alle Augen an ihm, die Damen fragten nach dem Namen des unbekannten schönen Cavaliers und die Herren runzelten die Stirne.

Der Herzog von Burgund erkannte den braven Dubois, ging auf ihn zu und stellte ihn dem Könige vor. Ludwig XIV. sprach volle fünf Minuten mit ihm, was ungeheures Aufsehen machte, aber dasselbe steigerte sich noch, als die schöne bewunderte Herzogin von Vaudement einen königlichen Kammerherren zu ihm sendete und den Capitain zum Tanze befahl.

Als das schöne Paar bei der Polonaise mit graziösem Anstand dahin schritt, zog ein Flüstern der Bewunderung durch die glänzende Gesellschaft, Agrippine strahlte vor Glück und Dubois dachte, daß es doch weit angenehmer sei den Bajonetten der Engländer gegenüber zu stehen, als an so viel neugierigen schönen Augen vorüber zu defiliren, aber er ließ es sich nicht anmerken. „Ach! wie schön wäre es," sagte Agrippine plötzlich von der Lust des Augenblickes hingerissen, „wenn man so das ganze Leben durch neben einander hergehen dürfte!"

„O gewiß Agrippine," flüsterte der Capitain, „es wäre ein Glück, das ich nicht zu denken wage, das mir nur manchmal im Traum erscheint, um mich zu versuchen und mir mein Schicksal um so trauriger erscheinen zu lassen."

„Ein Held muß das Schicksal zwingen —."

„Ach! Agrippine, das Leben ist kein Ball, wo ein armer Officier es wagen darf, die Hand einer reichen Herzogin zu berühren."

Agrippine schwieg, aber zu Hause angekommen warf sie sich weinend in die Ecke eines Sopha's. „Er ist ein Feigling," rief sie, „oder er liebt mich nicht."

„Wie?" fragte Ninette, „was ist geschehen?"

„Er hat mir deutlich genug erklärt, daß wir nicht zu einander passen."

„Darin hat er nicht so Unrecht, wenn er Ihre Stellung in Betracht zieht, Madame."

„Aber ich liebe ihn, und bin bereit ihm Alles zu opfern."

„Und er will dieses Opfer nicht annehmen, nur weil er Sie liebt."

„O! wenn ich eine kleine Kriegersfrau wäre!"

„Sie sind aber die Herzogin von Vaudement und er ist nicht einmal von Adel," sagte Ninette, „indeß läßt sich dies vielleicht gut nachholen, wir haben bald wieder Krieg, der Capitain wird Gelegenheit haben eine Heldenthat zu verrichten —"

„Oder zu sterben," rief Agrippine, „sprich mir nicht vom Krieg." Sie begann heftig zu schluchzen. —

Wieder ritten die Liebenden zusammen aus und plauderten und spielten Domino, und Woche auf Woche verrann, ohne daß die Situation sich verändert hätte.

Indeß machte Ludwig XIV. für den kommenden Feldzug die unglaublichsten Anstrengungen und es gelang ihm wirklich die Armee des Herzogs von Vendome in Flandern wieder auf 100,000 Mann zu bringen. In Spanien hatte die Schlacht bei Almanza zu Gunsten Frankreichs entschieden und der Herzog von Berwik konnte die Halbinsel verlassen, um am Niederrhein den Oberbefehl über eine Armee von 35,000 Mann zu übernehmen. Ende März marschirten die Truppen auf allen Straßen. Auch das Regiment Navarra bekam den Befehl aufzubrechen und zu dem Heere Vendomes zu stoßen.

Der Tag des Abmarsches kam und Dubois hatte sich noch immer nicht erklärt.

Es war eine schwere Stunde, als Agrippine mit Hunderten anderer Frauen das Regiment begleitete. Sie ritt neben Dubois und reichte ihm immer wieder die Hand und trocknete ihre Thränen. Andere Damen folgten in Kutschen, während die Frauen und Mädchen aus dem Volke mit den Soldaten in Reih' und Glied marschirten. Neben Benjamin sah man Ninette, welche ihn nur deshalb zu begleiten schien, um seinen Herren als den größten Barbaren zu verwünschen.

Endlich hieß es Abschied nehmen. Dubois küßte wiederholt die Hand der Geliebten, während ihre heißen Thränen auf ihn herabfielen, sie war es, die sich losriß und nach Versailles zurück sprengte, während Benjamin der kleinen schreienden Ninette durch einen derben Kuß bewies, daß er kein Barbar sei.

Es folgten schlimme Tage für die Herzogin und noch schlimmere für die Zofe, welche unter ihrer verzweifelten Laune zu leiden hatte.

Agrippine schwor täglich, daß sie den Capitain vergessen wolle, und brach in Thränen aus, wenn sie irgend ein unbedeutender Gegenstand, ein Buch, aus dem er gelesen hatte, ein Dominostein, der vergessen auf dem Sims des Kamines lag, an ihn erinnerte.

Endlich verlor Ninette die Geduld mit ihrer Gebieterin. „Wie lange soll denn dies eines kleinen Mädchens würdige Betragen noch dauern?" fragte sie Agrippine eines Tages in ihrer resoluten Weise.

„Es wird nicht anders werden, ehe Dubois nicht zu mir zurück kehrt," seufzte Agrippine.

„Sie sind nicht klug, Madame," sprach das kluge Kätzchen, „der Capitain ist im Felde und kann nicht vor dem Winter zurück kehren, aber wer hindert Sie denn, wenn Sie ihn so sehr lieben, ihm zu folgen? Ist es doch geradezu Mode geworden, im Sommer in das Lager zu reisen, wie in ein Bad etwa. Sogar die Pariser Schauspieler folgen der Armee und schlagen ihr Theater unter Zelten, Kanonen und Gewehrpyramiden auf. Packen wir unsere Sachen und fahren wir dem Capitain nach: es soll sehr lustig im Lager sein, sagt Benjamin."

Agrippine begann hell und fröhlich zu lachen und lachend faßte sie den Entschluß, gleichfalls in das Feld zu ziehen. Die Koffer waren bald gepackt und von zwei verläßlichen bewaffneten Dienern begleitet, einen großen dicken Kutscher auf dem Bocke und Ninette bei sich im Wagen, rollte sie in ihrer großen schwerfälligen Kutsche am 7. April 1708 aus Versailles fort und schlug die Straße nach Flandern ein.

* * *

Es war in den ersten Tagen eines warmen sonnenhellen Mai's, im Lager bei Soignies, als Benjamin, welcher eben die hohen Stiefel seines Herrn putzte und ein muthiges Liedchen dazu sang, plötzlich wie eine Bildsäule dastand, stumm und versteinert.

„Nun, was ist denn so Erschreckliches an mir, daß man Sprache und Besinnung bei meinem Anblick verliert?" fragte eine helle Stimme.

„Sind Sie es denn wirklich, Mademoiselle Ninette?" stotterte Benjamin.

„Ja, Monsieur Benjamin, ich bin es und meine Herzogin ist auch da. Wir haben eine Stube erobert im Dorfe drüben, klein genug, aber im Felde geht es eben

nicht anders. Da der Capitain uns fortmarschirt ist, sind wir ihm nachgefahren, denn wir sind erschrecklich verliebt in seinen Herrn."

„Nur des Herrn wegen ist man gekommen?"

„Auch ein wenig seinetwegen, aber wo ist der Capitain? meine Dame kann es nicht erwarten, ihn zu sehen."

Schon trat Dubois, von der wohlbekannten Stimme angelockt, aus seinem Zelt und als er recht vernommen hatte, welches Glück, im vollsten Sinn des Wortes, im Schlafe über ihn gekommen war, nahm er sich nicht einmal Zeit, seinen Degen umzuschnallen, sondern eilte, wie er war, zu der Geliebten hin. Die Herzogin gab sich alle Mühe, den Anstand zu bewahren, als aber der Capitain in ihre Stube trat und sich mit einem Ausruf des Entzückens zu ihren Füßen niederwarf, vergaß sie sich so ganz, daß sie ihn leidenschaftlich in ihre Arme, an ihre Brust schloß, und unter einem glücklichen Lachen mit Küssen und Thränen bedeckte.

„Ach! Hektor! Sie haben mir furchtbare Tage bereitet," sprach sie, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, „nun ist aber Alles gut, wozu es noch länger läugnen wollen, ich liebe Sie, nur Sie und Sie sollen mein Gatte werden, kein Anderer."

„Aber Agrippine, das ist ja nicht möglich," erwiderte Dubois, auf den wieder die alten Bedenken einstürmten, „die Herzogin von Vaudement kann nicht die Frau eines einfachen Officiers werden, sie würde sich dem Spott aussetzen, sie würde —"

„Aber sie darf ihre Hand einem Helden reichen —"

„Ich bin ein braver Soldat, aber kein Held."

„Sie müssen also eine Heldenthat verrichten," sagte Agrippine begeistert, „eine That, welche Ihren Namen in ganz Europa bekannt macht."

„Ein wunderbarer Gedanke!" rief der Capitain mit einem Ernste, der etwas Heiliges an sich hatte. „Jetzt erst sehe ich, Agrippine, wie sehr Sie mich lieben, Sie wollen uns nicht dem Spotte preisgeben, aber Sie wollen mir auch nicht entsagen; so rufen Sie denn das Schicksal auf und legen es in meine Hand, die Kluft zu überspringen, die uns trennt, Sie zu erringen als den höchsten Preis, den mir das Leben bieten kann, oder bei diesem tollkühnen Beginnen schön und beneidenswerth zu enden. Ich danke Ihnen, Agrippine."

Das Schicksal schien aber den Capitain necken zu wollen. Vendome stand bei Soignies dem Herzog von Marlborough, nur drei Stunden weit entfernt, gegenüber, ohne daß es zu einer Schlacht kam. Es folgte ein, wie es schien, unnützes und planloses Hin- und Hermarschiren, bei welchem die schöne Herzogin an allen Strapazen der Armee theilnahm

Endlich hieß es, Vendome beabsichtige einen Handstreich auf Gent. Dubois war der Erste, der sich meldete, aber Gent wurde mit Hülfe der französisch gesinnten Bewohner genommen, ohne daß ein Schuß gethan war, und die Aussicht auf die heroische That zerrann wieder im Nebel.

Zu gleicher Zeit wurde Brügge von den Franzosen genommen, ohne daß Marlborough, der auch Eugen von Savoyen mit seinem Heere erwartete und allein zu schwach war, sie hindern konnte. Vendome wendete sich hierauf gegen Oudenarde und schloß es ein. Unter den Belagerern befanden sich auch Dubois und die schöne Agrippine. Indeß hatte sich Eugen mit Marlborough vereinigt und die beiden ebenso genialen als tapferen Generale schoben, unbekümmert um die Bedenklichkeiten des Hof-

kriegsrathes in Wien, ihre Armee durch einen beispiellos kühnen Marsch zwischen jene Vendome's und die französische Grenze.

Die nächste Folge dieser ganz unerwarteten Bewegung war die Schlacht bei Oudenarde am 11. Juli 1708. Die Franzosen wurden, trotz der Wunder von Tapferkeit, welche sie verrichteten, durch das überlegene Genie Eugens und Marlboroughs vollständig geschlagen. Ihr Rückzug artete in Flucht aus. Wenn die Sonne zwei Stunden später untergegangen wäre, hätte kein Mann entkommen können. Vendome verlor 20,000 Mann, worunter 9000 Gefangene, und zog sich bis in die Nähe von Gent zurück, wo er hinter dem Canal von Brugge in einem befestigten Lager eine beinahe uneinnehmbare Stellung fand.

Wieder hatte Capitain Dubois keine Gelegenheit zu einer Heldenthat gehabt, dagegen mehr als eine, die Geliebte auf der Flucht vor den verfolgenden englischen Dragonern und plündernden Marodeurs zu beschützen. Nachdem die Engländer auch die französischen Linien zwischen Ypern und Wareelen genommen hatten, stand den Alliirten der Weg in das Herz Frankreichs offen.

Marlborough wollte den Krieg rasch entscheiden und direkt auf Paris marschieren, aber er wurde im Kriegsrath überstimmt, und mußte sich damit begnügen französisches Gebiet zu betreten und Lille, die erste der französischen Festungen, das Meisterstück Vauban's zu belagern.

Als Vendome von diesem Unternehmen Nachricht erhielt, wollte er zuerst gar nicht an dasselbe glauben, und als die Franzosen endlich daran glauben mußten, lachten sie über die Feldherren der Verbündeten, denn Lille galt für uneinnehmbar.

Ludwig XIV. ernannte im letzten Augenblicke den Marschall Bouflers, einen der besten Officiere Frankreichs, zum Commandanten von Lille und verstärkte die Besatzung auf 15,000 Mann. Die Belagerung dieser berühmten Festung beschäftigte ganz Europa, und die berühmtesten Krieger und Fürsten versammelten sich im Lager der Verbündeten wie einst vor Troja.

Am 14. August wurde Lille vollständig eingeschlossen. Eugen leitete die Belagerung, während Marlborough die Armee befehligte, welche dieselbe zu decken hatte. Am 23. August wurden die Laufgräben eröffnet, am 24. begann die Kanonade. Das Feuer war von beiden Seiten ein geradezu furchtbares. Belagerer und Belagerte, Engländer, Deutsche und Franzosen wetteiferten an Umsicht, Hartnäckigkeit, Muth und Aufopferung.

Endlich begann Vendome, die Sache ernst zu nehmen, ja er wurde um das Schicksal Lille's besorgt, vereinigte sich bei Gramont mit dem vom Niederrhein anrückenden Herzog von Berwick und wendete sich gegen Lille, um den Belagerern eine Schlacht zu liefern und die Festung zu entsetzen.

Marlborough ging ihm jedoch entgegen und nahm zwischen Noyelles und Peronne eine so feste Stellung ein, daß Vendome die Chancen einer Schlacht nicht auf sich nehmen wollte, sondern Halt machte und einen Courier nach Versailles sendete, um von dem Könige selbst Befehle zu erbitten.

Am 5. September hatte der erste Sturm auf Lille stattgefunden, er galt allerdings vorläufig nur den Außenwerken und hatte geringen Erfolg, aber die Lage der Festung wurde doch von Tag zu Tag eine gefährlichere und es war unter diesen Umständen von höchster Wichtigkeit für Vendome, mit dem Commandanten von Lille

in Verbindung zu treten, um ihm einerseits Nachrichten von der Armee zukommen zu lassen und anderseits zu erfahren, woran die Besatzung etwa zunächst Mangel leide.

Alle Versuche, mit Bouflers Depeschen auszutauschen, scheiterten indeß an der Wachsamkeit der Belagerer.

Es war der Augenblick gekommen, den Capitain Dubois bisher vergebens erwartet hatte. Er begab sich zu Vendome und bot sich an nach Lille zu gehen. Die Art und Weise, wie er dahin gelangen wollte, behandelte er, um vor Verrath vollkommen sicher zu sein, als Geheimniß.

Vendome gab ihm die nöthigen Instruktionen und entließ ihn, auf das Tiefste bewegt.

Als der Capitain Agrippine von seinem Vorhaben unterrichtete, sah sie ihn erst starr an, als verstände sie nicht um was es sich handle, dann brach sie aber in heftiges Schluchzen aus und bat ihn, die Arme um ihn geschlungen, dasselbe aufzugeben.

„Ich will lieber allen Spott der Welt tragen, als Sie in solcher Gefahr wissen," rief sie aus.

Dubois blieb jedoch unerschütterlich. „Das Schicksal soll entscheiden," sprach er mit einem rührenden Enthusiasmus, „ob der arme Capitain würdig ist, die Herzogin von Vaudement sein zu nennen oder nicht."

Es war ganz vergeblich, daß Agrippine ihm anbot, auf der Stelle mit ihm vor den Altar zu treten, ebenso vergeblich warf sie sich vor ihm nieder.

Er nahm einen Abschied, wie ihn ein Mensch nimmt, der auf dem Todtenbette liegt und verließ noch in derselben Nacht, von seinem treuen Benjamin begleitet, das französische Lager.

* * *

Es war eine mäßig helle Nacht als Capitain Dubois seine gefährliche Wanderung antrat, nur wenige Sterne waren an dem dunklen Himmel zu sehen, über den große weiße Wolken zogen. Die beiden Männer gingen schweigend neben einander her, nicht auf der Fahrstraße, auch nicht auf einem der vielen Seitenpfade, sondern in gerader Richtung durch die Felder, über Wiesen, Hecken und Zäune, bald einen Bach durchwatend, bald im Sumpf bis an die Kniee. Auf diese Weise begegneten sie Niemand und waren stets von Gegenständen umgeben, welche ihnen im schlimmsten Falle ein Versteck gewähren konnten. Sie gelangten auf diese Weise unangefochten bis zu einem breiten Canal, dessen Ufer von dichtem Gebüsch bewachsen war, hier nahm der Capitain Abschied von seinem Diener, gab ihm die liebevollsten Grüße an Agrippinen auf, und begann dann sich auszukleiden. Benjamin sah ihm einige Zeit erstaunt zu.

„Was haben Sie vor," fragte er endlich, „wie wollen Sie nach Lille gelangen?"

„Sehr einfach, mein Freund," gab der Capitain mit einem Lächeln zur Antwort, „indem ich die Deule hinabschwimme, welche Lille durchschneidet, vorher aber einige Canäle passire, welche mich, der Karte zufolge, von dem Flusse trennen."

„Wie wollen Sie aber durch das Lager der Feinde durchkommen, welche den Fluß gewiß scharf bewachen?"

„Ebenso einfach: indem ich unter dem Wasser schwimme. Du kennst mich ja und weißt, daß ich als Schwimmer und Taucher meines Gleichen suche."

„Gott sei Lob, es ist so," bekräftigte Benjamin, „aber das, was Sie vorhaben, das ist kein Mensch im Stande."

„Ich will eben etwas leisten, was über Menschenkräfte geht."

„Sie werden dabei zu Grunde gehen," sagte Benjamin, der vergeblich seine Thränen zu zerdrücken suchte, „nehmen Sie mich mindestens mit."

„Mein Freund, das würde mich und Dich ganz sicher ins Verderben stürzen;" erwiderte Dubois, „während ich allein mehr Aussicht habe, unbemerkt zu bleiben und glücklich durchzukommen. Leb' wohl."

Dubois verbarg seine Kleider in einem dichten Gebüsch, legte einen großen Stein darauf und stieg in das Wasser. Benjamin sah ihm betrübt nach und trat dann langsam und vollkommen gebrochen den Rückweg an.

Nachdem der Capitain den Canal durchschwommen hatte, sah er sich plötzlich auf eine Entfernung von kaum zehn Schritten einem englischen Vorposten gegenüber, der ihn jedoch nicht zu bemerken schien, er mäßigte seine Bewegungen und ließ sich fast nur von dem Wasser abwärts treiben. So kam er glücklich vorbei. Im Osten wurde es licht und lichter, schon regten sich einzelne Vögel in den Zweigen der Bäume, die da und dort am Ufer standen, manche Stimme wurde hörbar, hier ein zwitschernder Sperling, dort das gellende Schmettern eines Hahnes oder zornige Gebell eines Hundes; Mühlen klapperten, aus der Ferne klangen die Glocken eines Dorfes.

Einmal näherte sich Pferdegetrappel und Stimmen wurden vernehmbar. Es war eine Abtheilung feindlicher Cavalleristen, welche sich dem Wasser näherten, um ihre Pferde zu tränken. Dubois schien verloren. Es gelang ihm zwar das Ufer zu erreichen und sich unter den dichten Zweigen einer Weide, welche sich in den Wellen badete, zu verbergen und hier den Athem anhaltend einige Zeit unentdeckt zu bleiben, plötzlich riß sich aber eins der Pferde los und kam bis in seine Nähe, wo es stehen blieb. Fliehend kam ein anderer Reiter auf seinem Thiere herbei, um es aufzuhalten.

Eine Bewegung von seiner Seite, ein scharfer Blick des Reiters und er war entdeckt, aber der Dragoner hatte nur Augen für das Pferd, das er einfing und kehrte an das Ufer zurück damit, ohne den Capitain zu bemerken.

Einige Augenblicke später entfernte sich der ganze Trupp und Dubois konnte nach kurzer Rast, die ihm gut zu Statten kam, seinen gefahrvollen Weg fortsetzen. Noch einmal kam er in Gefahr entdeckt zu werden. Vier Frauen schwemmten am Ufer Wäsche. Eine von ihnen sah ihn und rief: Ei! da badet einer! Die Anderen blickten hin und lachten, während der Capitain mit dem ganzen Aufgebot seiner Kräfte weiterruderte.

Nachdem Dubois sieben Canäle durchschwommen hatte, erreichte er die Deule dort, wo sie in die Linien der Belagerer trat.

Hier tauchte er unter und schwamm, von der Strömung begünstigt, eine unglaublich lange Zeit unter dem Wasser fort, mitten durch das Lager des Prinzen Eugen, so daß er den Augen der Wachen völlig entging.

Wohlbehalten, aber zu Tode ermüdet langte er im Innern der Stadt an.

„Da schwimmt ein Mensch," sagte ein Soldat zu den anderen, als Dubois sich dem Ufer näherte.

„Woher mag er kommen?" rief ein zweiter.

„Es ist ein Bote von Vendome," fügte ein dritter hinzu. „Kein Zweifel." Rasch hatten sich mehr als hundert Officiere und Soldaten der Besatzung von Lille um Dubois versammelt, welcher kaum an das Land gestiegen, und noch ohne Athem, auf hundert Fragen zu antworten hatte.

Marschall Bouflers kam auf die erste Nachricht des merkwürdigen Vorfalls selbst herbei, ließ den Capitain einen seiner eigenen Anzüge geben, sowie ihm Stärkung an Speise und Wein reichen. Dann erzählte Dubois sein unerhörtes Wagstück. Lauter Jubel folgte seinen Worten, die Officiere hoben ihn auf die Arme und trugen ihn von einer, von Schritt zu Schritt anwachsenden Menge von Soldaten und Einwohnern von Lille begleitet zu der Wohnung des Marschalls, wo der Held des Tages von seinen Anstrengungen ausruhte.

Nachdem er sich genügend erfrischt fühlte, wurde der Capitain von dem Marschall persönlich in die Festung hineingeführt und nahm sämmtliche Werke, sowie die neuen Verschanzungen, welche hinter den Breschen aufgeführt waren, in Augenschein, machte sich mit der Lage und allen Umständen der Belagerten genau bekannt und kräftigte sich dann durch einen mehrstündigen Schlaf für den Rückweg.

Den 15. September, als es zu dunkeln begann, trat er denselben an, mit einem in Wachs gehüllten Briefe des Marschalls Bouflers an Vendome im Munde. Der Commandant und viele Officiere gaben ihm das Geleite bis zu dem Punkte, wo er sich entkleidete und in den Fluß stieg.

Dubois schwamm auch diesmal, obwohl ihn die Dunkelheit schützte, an den gefährlichen Stellen unter dem Wasser und gelangte endlich glücklich an jenen Punkt, wo er sich entkleidet hatte, zurück. In dem Augenblicke, wo er seine Kleider hervorsuchte und sich anzuziehen begann, stürzte ein Mensch aus dem Gebüsche und zu seinen Füßen.

Es war Benjamin, der zu gleicher Zeit weinte und lachte und lange keine Worte fand. Dubois kleidete sich mit seiner Hülfe vollends an, setzte sich auf einen Stein am Ufer des Canales und trank aus der Feldflasche, welche sein treuer Diener vorsorglich mit feurigem Wein gefüllt hatte.

Als er sich erhob, um dem Lager zuzueilen, rief eine Stimme von jenseits des Canales in deutscher Sprache: „Wer da?"

Dubois gab keine Antwort, sondern ging rasch vorwärts, von Benjamin gefolgt. Da fiel ein Schuß. Ein zweiter folgte. Die Kugeln pfiffen den beiden um die Ohren.

Die letzte Gefahr war glücklich vorüber gegangen.

Im französischen Lager wurde der heldenmüthige Capitain mit einem Enthusiasmus empfangen, der ihn bis zu Thränen rührte, Alles eilte aus den Zelten, einige hoben ihn auf die Schultern, andere schwenkten ihre Waffen, Tausende schrieen: Es lebe Dubois!

Vendome kam ihm mit seinen Officieren entgegen und schloß ihn in die Arme. In dem Zelt des Feldherrn erstattete er Bericht über den Zustand von Lille und übergab das Schreiben Bouflers. Noch war er nicht zu Ende, als Agrippine, alle

Bedenken des Anstandes bei Seite lassend, mit einem Schrei des Entzückens hereinstürzte und im nächsten Augenblicke an seiner Brust lag.

„Herzog," sagte sie dann zu Vendome gewendet, „hier ist mein künftiger Gatte."

„Sie hätten keinen würdigeren wählen können," sagte Vendome.

„Er ist da, er ist allen Gefahren glücklich entgangen!" Das war der Ruf, mit dem der brave Benjamin in das Zelt der Herzogin einfiel und Ninette umarmte, „und jetzt wird auf der Stelle geheirathet."

„Wer wird heirathen?" schmollte die Kleine, indem sie sich vergebens aus der Bärenumarmung des Veteranen loszumachen suchte.

„Der Capitain heirathet die Herzogin," rief Benjamin, „und sein Diener die Zofe."

„Da habe ich doch auch noch ein Wort drein zu reden —"

„Noch hundert Worte, Ninette, wenn Sie überhaupt zu Worte kommen," lachte Benjamin, und schloß der hübschen kleinen Person den Mund mit einem Kusse.

* * *

Nicht bald hatte eine That in ganz Europa so viel von sich reden gemacht, wie jene des Capitain Dubois. Freund und Feind zollte ihm gleichmäßig seine Bewunderung. Da er sich als kühner Schwimmer die Geliebte errungen hatte, nannten ihn seine Kameraden fortan: Capitain Leander.

Glücklicherweise traf der Vergleich nicht ganz zu, denn die Liebe des braven Officiers nahm ein gutes und fröhliches Ende.

Ludwig XIV. erhob ihn in den Adelsstand und er verließ die Armee, um sich mit der schönen Agrippine zu vermählen und mit ihr auf dem Schlosse Vaudement, fern von dem Glanze und den Intriguen des Hofes von Versailles zu leben.

Benjamin, der die kleine hübsche Ninette heim führte, erhielt das Amt eines Castellans, das er mit vieler Würde versah.

Das Schicksal von Lille wurde, trotz der heroischen That des Capitains, zu Ungunsten der französischen Waffen entschieden.

Am 22. October steckte Marschall Bouflers die weiße Fahne aus, und capitulirte nach sechzigtägiger Belagerung, das heißt er übergab die Festung und zog sich mit dem Reste der Besatzung, 5000 Mann, in die Citadelle zurück.

Eugen von Savoyen, der edle Ritter, behandelte Bouflers mit jener Hochachtung, welche der Bewunderung entsprach, die seine beispiellos heldenmüthige Vertheidigung allgemein hervorrief. Als ihm die Capitulationsbedingungen gebracht wurden, nahm er die Feder und unterschrieb ohne zu lesen.

„Marschall Bouflers kann nichts fordern," sagte er, „was er nicht verlangen und ich nicht bewilligen dürfte."

Die Citadelle capitulirte am 11. December 1718, nachdem die Besatzung während der ganzen Belagerung 12,300 Mann, die Verbündeten aber über 18,000 Mann verloren hatten.

———

Balladen.

1. Prometheus.

Festgeschmiedet an den Felsen,
Müd' der tausendjähr'gen Qual,
Liegt in tiefem Schlaf Prometheus,
Der das Licht vom Himmel stahl.

Ja! Er schläft! — Ein selig Lächeln
Spielt um den entschloss'nen Mund,
Und das giebt des Traumes Wonne
Den erstaunten Göttern kund:

Fels und Fessel sind gebrochen,
Todt der nimmersatte Aar,
Und geheilt die tiefe Wunde,
Die geblutet tausend Jahr'!

„Endlich langersehnte Freiheit!
„Götter! Ahnt Ihr diese Lust?
„Nein! denn fremd ist Euch der Wechsel, —
„Ebb' und Flut der Menschenbrust!

„Im Olympe thront Ihr ewig, —
„Ew'ger Tag und ew'ge Pracht!
„Doch das Licht ist fremd dem Auge,
„Denn dies kennt ja nicht die — Nacht!

„Ewig schwelgend im Genusse,
„Des Genießens nie bewußt, —
„Arme Götter! Wer Euch böte
„Ebb' und Flut der Menschenbrust!

„Arme Götter! lieber träumen
„Von der Freiheit eine Nacht,
„Als, stets frei, nicht einmal ahnen
„Wie die Freiheit selig macht!"

Also ruft im Traum Prometheus,
Götter fodernd, selbstbewußt:
Horch! — Da klirrt's … der Adler hungert …
— Ebb' und Flut der Menschenbrust!

Oscar Welten.

2. Die Gitana.

Scheiden muß ich jetzt, Miranda,
Von dem Paradies der Liebe,
Denn mich ruft die Pflicht des Kriegers
Unerbittlich fort zur Heimath.
Singe mir das Lied des Schmerzes,
Jenes Lied vom Mohrenkönig,
Der vom Christenschwert bezwungen
Weinend ging von dieser Schwelle.
Als er von dem letzten Hügel
Seufzend sah zum letztenmale
Nach dem Schlosse seiner Väter,
Hat die Mutter ihn gescholten,
Ihn getröstet nur sein Liebchen.

Eine Weile schwieg das Mädchen,
Dann die großen, schönen Augen
Aufgeschlagen zur Alhambra,
Wo das Gold der Abendsonne
Zögernd hing noch an den Zinnen,
Griff sie spielend, fast wie träumend
In die Saiten der Guitarre.

Sanft geneigt das Haupt zur Schulter
Sprach Miranda süß und schmeichelnd:
„Willst du Lieder nicht ein Liedchen,
Wie es die Verliebten singen
In den Straßen von Granada

Vor dem Fenster ihrer Schönen,
Nachts im Mondschein, bis zum Lohne
Eine Rose fliegt durch's Gitter?"

Nein, mein Kind, denn solche Liedchen,
Wie sie die Verliebten singen
In den Straßen von Granada,
Hab' ich selber schon gesungen —
Stets dieselben Lieder sind es
Und es wechseln nur die Sänger,
Weil Hispaniens stolze Schönen
Gott und ihre Launen lieben.
Doch die duft'gen Rosen trugen
Scharfe Dornen, und mich schmerzen
Noch die Narben von dem Dolche,
Den die Eifersucht gebungen. —

Ihre weißen Zähne glänzten
Durch die blühend rothen Lippen,
Und die Augen halb geschlossen
Dachte sie vergang'ner Stunden.
Zog ein Lied durch ihre Seele
Weich und lockend, wild und stürmisch,
Unterbrochen jäh und schrecklich
Durch den grellen Schrei des Todes?
Saß sie wieder in Gedanken
An dem Bett des bleichen Fremden
Lange Tage, läng're Nächte,
Den sie pflegte, bis die Röthe
Wieder auf die Wangen kehrte;
Den sie liebte mit den Gluthen,
Die des Südens heiße Sonne
Rasch entfacht im jungen Herzen? —

Plötzlich fuhr sie mit den Händchen
Durch die langen, schwarzen Haare,
Ihre dunkeln Augen flammten:
„Nun, so lasse dir Romanzen
Von den Eseltreibern singen,
Wenn sie sich und ihren Thieren
Langen Weges Weile kürzen.
Jeder ist ein Caballero,
Wenn ihm auch die Füße streifen
Von dem Sattel auf den Boden.
Treu der Liebsten bis zum Tode,
Glücklich nur in ihren Armen
Bangt er niemals vor den Messern
Ungeduld'ger Nebenbuhler.
Doch du sprichst von deiner Heimath
Und du wagtest mich zu lieben?
Ziehe hin, bevor's zu spät ist,
Denn die Liebe, Haß und Rache
Schlummern hier auf Einem Kissen." —

Rasch erhob sie sich vom Boden
Und im Weitergehn da sang sie
Eine nie vergess'ne Copla:
„Wenn du wüßtest, welche Liebe
Lebt im Herzen der Gitana,
Wirst du wünschen: Wär' Zigeun'rin
Doch ein jedes Christenmädchen."

Bald verklang das Lied im Dunkel,
Das die schlanken Rüstern schatten
Auf den Pfad hinab zum Darro. —

Schon am andern Abend lief ich
Alle Straßen auf und nieder
Und ich spähte vor den Thoren
In den rebumrankten Höhlen:
Sagt, wo find' ich meine Mira?
Niemand wußt' es und vergebens
Sucht' ich heute noch ein Mädchen,
Das so glühend lieben könnte,
Wie mich liebte die Gitana. —

Heinrich Keder.

---

3. Tilly in Rothenburg.

Der Tilly lag vor Rothenburg,
Das Städtlein war in Nöthen,
Dem großen und dem kleinen Rath
Ging alle Weisheit flöten.

Die Wälle waren schlecht bewehrt,
Ohn' Wasser stand der Graben,
Und was noch schlimmer, ohne Herz
Die Männer und die Knaben.

Man bat den wilden Tilly blos,
Die arme Stadt zu schonen.
Dann rückten durch das Thor herein
Kroaten und Wallonen.

Im Rathhaus war ein Tisch gedeckt,
Drauf stund ein großer Humpen,
Der große und der kleine Rath
Will sich nicht lassen lumpen.

Gefüllt mit ächtem Taubertwein
Ist der Pokal, der blanke,
Der Bürgermeister reicht ihn dar
Dem General zum Danke.

Doch der hat kaum den Bart genetzt
Sich mit dem Gasttgetränke,
So wirft den Humpen er zur Erd'
Und schreit: „Hol' Euch die Kränke!

„Solch sauren Plempel trank ich nie,
„Ihr seid des Todes, Hunde,
„Wenn Einer nicht zur Sühne mir
„Den Humpen leert zum Grunde!"

Da stand in Angst der große Rath
Und schreckensbleich der kleine,
Dem Bürgermeister schlotterten
Vor Todesfurcht die Beine.

„Ich gebe fünf Minuten Euch,
„Die Sache zu bedenken.
„Sind sie vorbei, so wählt Ihr bloß
„Euch Spießen oder Henken!" —

„O schlimmer Fall, o böse Wahl!
„Es geht uns an die Seele!"
Des Bürgermeisters Rechte greift
Wie prüfend an die Kehle.

Da tritt ein junger Rathsherr vor,
Im Zechen wohl erfahren,
Und spricht: „Ich bin der Kleinste zwar
„An Ehren und an Jahren.

„Jedoch in puncto Tauberwein,
„Das darf ich kühnlich sagen,
„Thut's von den Herrn mir keiner gleich
„An Kraft in Schlund und Magen."

Und hurtig rafft vom Boden auf
Den Humpen er, den schweren,
Und füllt ihn ein bis an den Rand
Und hebt ihn an zu leeren.

Und schluckt und schluckt und trinkt und trinkt,
Daß ihm die Augen fließen,
Und thät kein einzig Tröpflein doch
Dabei daneben gießen.

Dann macht er mit dem Humpen gar
Die schönste Nagelprobe:
„Herr Tilly, wißt, der Tauberwein
„Verdient, daß man ihn lobe!"

Da lacht der wilde General:
„Die Gusto's sind verschieden,
„Doch bin mit deiner Kehle Kraft
„Ohn' Maßen ich zufrieden."

Dann macht er Kehrt und ging hinaus
Und ließ zum Aufbruch blasen,
Und schnell der groß' und kleine Rath
Trug wieder hoch die Nasen.

Und zum Beweis, daß solches ist
Wahrhaftig einst geschehen,
Kann man noch heut' zu Rothenburg
Den großen Humpen sehen.

Theodor Renaud.

Bogadil.

Lustspiel in einem Akt von Murad Efendi.

(Aufgeführt am Königl. Schauspielhause zu Berlin am 24. Mai d. J.)

Personen.

Der Herzog von Wellington, englischer Premierminister.
Lady Arabella, dessen Nichte.
Fürst Trubezkoi, russischer Botschafter.
Vicomte von Chabannes, französischer Botschafts-Attaché.
Ein Kammerdiener.

London bei Lady Arabella.

Erste Scene.

(Reichmöblirter Salon bei Lady Arabella.)

Lady Arabella (im Morgenkleide auf einem Ruhebette). Vicomte von Chabannes.

Arab. Ihre Zuversicht, mein Herr Diplomat, macht mir bange für den Erfolg Ihrer Sendung. Sie sehen sich zu rasch am Ziele.

Chab. Ich bin es fast, Mylady.

Arab. Fast erreicht, heißt oft soviel, als gänzlich verfehlt.

Chab. Ihre huldreiche Hand hat mir die Wege geebnet.

Arab. Sachte! Man kann auch auf ebenen Wegen in eine Sackgasse gelangen. Mein Oheim, der Herzog von Wellington, ist nicht nachgiebig gesinnt, und Fürst Trubezkoi, der russische Botschafter —

Chab. Bei welchem ich vorerst ein warmes Empfehlungsschreiben meines Vetters, des Herzogs von Noailles abgab —

Arab. Wird gleichwohl Alles daran setzen, die Wünsche des französischen Ministeriums, dessen Agent Sie sind, zu durchkreuzen.

Chab. Nicht dieses Terrain ist es, Mylady, auf welchem ich ihn am meisten fürchte.

Arab. Haben Sie Acht; Fürst Trubezkoi ist ein Staatsmann aus der alten Schule, ein erfahrener und noch dazu gelehrter Diplomat, ein berühmter Meister in politischen Intriguen.

Chab. (bei Seite). Wie sie ihn preist. (laut) Um so lockender für den Lehrling, den „berühmten Meister" zu besiegen.

Arab. Sie sind ehrgeizig?

Chab. Wenn Sie mein ernsthaftes Bestreben, die mir anvertraute Sendung pünktlich und ehrenvoll durchzuführen, Ehrgeiz nennen, ja. — Im Uebrigen fühle ich mich zur diplomatischen Laufbahn nicht berufen. Mir fehlt es an Eignung dazu — ja, an Eignung. Ich darf es Ihnen, Mylady, beichten. Meine Vergeßlichkeit, — meine Zerstreutheit —

Arab. Durch die Sie sich innerhalb weniger Tage in London einen Ruf erworben haben —

Chab. Eine gewisse Schüchternheit —

Arab. (für sich). Wem sagt er das?

Chab. Machen mich zum Diplomaten wenig geeignet. — Außerdem sagt diese Laufbahn meinem Geschmack nicht mehr zu, als meinem Naturell. Ich liebe die Natur, den Landaufenthalt. Die Verwaltung meiner Güter in der Normandie reizt mich mehr, als alle rothen Ministerportefeuilles und grünen Conferenztische.

Arab. Das lobe ich an Ihnen, Vicomte. Ich hege eine geringe Meinung von der Diplo-

matie, eine schlimme von den Diplomaten. — Doch, wie kommt es denn, daß Sie dennoch Diplomat wurden?

Chab. Wie man in England Matrose wird. Ich wurde zum Diplomaten gepreßt, um gewissen Familienüberlieferungen und einem sehnlichen Wunsche meines Vaters zu genügen. Er war es, dessen Einfluß mir meine gegenwärtige Sendung verschaffte, eine Sendung — die nun bestimmt scheint, mich die Ziele meines höchsten Strebens erreichen zu lassen.

Arab. Sie sagten doch, daß Sie keinen Geschmack an der Carriere hätten!

Chab. Darum eben. Mein heiß ersehnter Austritt aus der Carriere ist an den Erfolg dieser meiner ersten und hoffentlich letzten Sendung geknüpft. Als Sieger kann ich mich mit Ehren und mit Zustimmung meines Vaters, der damit der diplomatischen Familienehre des Namens Chabannes Genüge gethan sieht, in den Schatten meiner normannischen Wälder zurückziehen.

Arab. Und darf ich — Sie haben doch Vertrauen zu mir?

Chab. Oh!

Arab. Sie halten mich für Ihre treue Alliirte.

Chab. O, für mehr, für vielmehr als das.

Arab. Für mehr? — Zum Beispiel?

Chab. Sie sind —

Arab. Nun? —

Chab. Meine Fee, mein Schutzgeist, ja eine Art von Vorsehung für mich.

Arab. So darf Ihre Vorsehung wohl wissen — worauf, bei ganz ungünstigen, äußeren Anzeichen für den Erfolg, Ihre Siegesgewißheit sich eigentlich gründet?

Chab. Als mir meine gegenwärtige Sendung aufgebürdet wurde, trat das drückende Bewußtsein, ihr nicht entsprechen zu können, mit unbarmherziger Klarheit vor meine Seele. Daß es sich durchaus nicht um die Erreichung eines hohen politischen Zweckes, sondern nur um ein sehr unbedeutendes Zugeständniß in einer rein persönlichen Angelegenheit handelt, konnte einen Mißerfolg für mich nur noch peinlicher gestalten. Er eröffnete mir die trostlose Aussicht, Jahre hindurch als Gesandtschaftssecretair oder Geschäftsträger die Scharte auswetzen zu müssen; allenfalls an einem jener deutschen Miniatur-Höfe, wo die Hauptaufgabe des Diplomaten darin besteht, tödtliche Langweile mit Würde zu ertragen. — Diese Aussicht vermehrte meinen angebornen Hang zur Verwirrtheit. Die deutschen Residenzstädte wurden das Alpdrücken meiner Träume, jede Nacht abwechselnd eine andere; die Hof-Uniformen der großherzoglichen, herzoglichen, kurfürstlichen, fürstlichen Kammerjunker und eine erschreckliche Auswahl der ehrwürdigsten Hofdamen des gothaischen Almanachs schwirrten gleich Nachtfaltern durch meine wirren Träume. Eine tiefe Schwermuth bemächtigte sich meiner. — Da fiel mir in meiner Noth plötzlich Herr von Talleyrand ein, der König der Diplomaten, ein alter Freund meines Hauses. Ich eile zum Fürsten, lege ihm die Sachlage klar und beschwöre ihn, mir Beistand zu leisten. — Der Fürst, von den öffentlichen Angelegenheiten in den tiefsten Schmollwinkel seines Hotels zurückgezogen, schenkte mir anfänglich kein Gehör, und fertigte meine Vorstellungen mit scherzhaften Wendungen ab. Endlich schienen die Kammerjunker und Hofdamen, die meine Zukunft mit steifen Hälsen und blondem Lächeln bedrohten, ein menschliches Rühren in seiner Brust erweckt zu haben. Er ließ sich erweichen, und gab mir —

Arab. Seinen Segen?

Chab. Nein. Einen Talisman.

Arab. Einen Talisman! (sie lacht) Ha, ha, ha!

Chab. (für sich). Bogadil. Diesmal weiß ich ihn.

Arab. Ich irre nicht? Sie sprechen doch von Talleyrand, und nicht vom Vesir aus tausend und einer Nacht?

Chab. Vom Fürsten Talleyrand, Mylady, der mir einen diplomatischen Talisman mitgegeben hat, die unwiderstehliche Zauberformel der Unterhandlungen, das „Sesam, thu dich auf" für die festzugeknöpfte Brust des Herzogs von Wellington.

Arab. Das klingt wirklich märchenhaft, und ist ganz dazu angethan, meine Neugierde zu reizen!

Chab. Es galt nun, beim Herzog ohne officielle Vermittlung sogleich eine Privatzusammenkunft zu erlangen. Außerhalb seines Minister-Cabinets ist der Herr Herzog allem, was an Geschäfte mahnt, unzugänglich. Wäre diese Unterredung noch einen Tag verzögert worden —

Arab. Es lag nicht an Fürst Trubezkoi, wenn sie nicht verzögert wurde.

Chab. So war meine Sendung gescheitert. Dank Ihrer gütigen Fürsorge, Mylady! habe ich die Unterredung heute erlangt. In einigen Minuten stehe ich vor dem Herzog, und meine Sendung ist glücklich beendet, im äußersten Fall

durch die Zauberformel. Sie lächeln, Mylady? — Herr von Talleyrand hat sich mir für die Wirksamkeit seines Talismans verbürgt.

Arab. O, behüte der Himmel! daß ich mich erkühnte, an Herrn von Talleyrand's Talismanen zu zweifeln. Wenn nur nicht — wie Sie ja selber sagen — Ihre Vergeßlichkeit —

Chab. Dafür ward gesorgt. Mangel an Selbsterkenntniß zählt nicht unter meine Fehler. Ich habe die Instruction des Fürsten zu Papier gebracht, und trage sie bei mir. (bei Seite) Ro . . . Bo . . . nein, — richtig wieder vergessen!

Kammerdiener (meldet). Seine Lordschaft, der Herr Herzog von Wellington läßt den Herrn Vicomte von Chabannes zu sich bitten.

Arab. Glückauf, Vicomte! Ich würde für Ihren Sieg beten, wenn der Jünger Fürst Talleyrand's dessen bedürfte.

Chab. Mylady. Beten Sie immerhin. Es gilt ja einen geschulten, gelehrten Diplomaten, einen berühmten Meister zu besiegen. (bei Seite) O, dieser Moskowite! — (abgehend) Fast hätte ich vergessen!

Arab. Diesmal glücklicherweise ist Ihr „fast" vergessen verbesserungsfähig.

Chab. Was doch nur? — Ach ja! Fürst Trubezkoi hofft Sie bei seinem nächsten Ballfest die Stelle der Hausfrau vertreten zu sehen; die Welt würde dieser Gunst eine besondere Bedeutung beimessen; er legt auf dieselbe ein großes Gewicht —

Arab. Mag er immerhin; ich jedoch —

Chab. O tausend Dank, Mylady!

Arab. Wofür? Für dieses Jedoch? Nun, da wird es wohl bestrebt sein müssen, Ihrem warmen Dank Ehre zu machen. Das Billet des Fürsten harrt noch der Antwort. Sie könnten mir behilflich sein, sie zu verfassen.

Chab. O Mylady!

Arab. Nun, Vicomte —

Chab. (bei Seite). Noch darf ich mich ihr nicht erklären. (laut) Die Antwort — richtig, das war's — die Antwort werde ich mit Vergnügen sogleich verfassen. (Setzt sich.)

Arab. Ja, Vicomte, aber mein Oheim erwartet Sie!

Chab. (springt auf). Bei Gott! Das hätte ich beinahe auch vergessen. Sie erlauben, Mylady. Der Sieger allein ist würdig, Ihnen als Secretair zu dienen. (Geht ab.)

Zweite Scene.

Arabella (allein).

Seine Zurückhaltung ist geradezu unverantwortlich! Unverantwortlicher als seine Zerstreutheit. Weshalb entwickelt er mir gegenüber diese Eigenschaft des Diplomaten, während ihm sonst alle andern fehlen?

Die Diplomatie ist doch ein recht albernes, unnützes Gewerbe. Wenn ich dem Vicomte diese Erbsünde verzeihe, so ist es nur darum, weil er eigentlich kein Diplomat ist. — Ein Diplomat mit Talisman, das ist zu köstlich! — Und wenn mir Fürst Trubezkoi mißfällt, denn ich bemerke jetzt, daß er mir im Grunde mißfällt, so ist es eben nur deshalb, weil er ein eingefleischter, hartgesottener Diplomat ist, der mit seinen Schachzügen die Sendung des Vicomte verwickelt und ihn dadurch vollends blind für das Nächstliegende macht, weil er — (hält inne) ha! ha! ha! Gesteh' dir's nur, Arabella — einfach, weil er nicht der Andere ist.

Kammerdiener (meldet). Seine Durchlaucht, der russische Herr Botschafter.

Arab. Kommt meiner Anwendung gelegen.

Dritte Scene.

Fürst Trubezkoi. Arabella.

Arab. Fürst, ich habe soeben Ihrer gedacht!

Trub. Da Sie es selbst gestehen, Mylady, habe ich mehr Grund, stolz darauf zu sein, als mir dazu Glück zu wünschen.

Arab. Des unbescheidenen Anspruchs! Ich dachte Ihrer als Diplomat. Ich dachte, wie gut es sich träfe, wenn Sie Ihre ersprießliche Thätigkeit nicht gerade am Hofe von St. James entwickeln müßten.

Trub. Ei!

Arab. Einer Ihrer Berufsgenossen würde dann seine Aufgabe leichter erfüllen.

Trub. Der Vicomte von Chabannes. Ich errathe.

Arab. Was erriethen Sie nicht? Sie durchkreuzen seine Mission.

Trub. In diesem Augenblicke nicht mehr! Sie ist bereits gescheitert.

Arab. Wirklich?

Trub. Ich weiß, Sie nehmen daran großes Interesse; wenn nicht das Interesse vielmehr dem Träger der Mission —

Arab. Durchlaucht! — der Vicomte von Chabannes ist gewissermaßen mein Landsmann, und wenn man es ganz genau nimmt, eine Art von Verwandter; meine Mutter war Französin.

Trub. (halb für sich). Man kann nicht verwandter sein.

Arab. Ich selbst bin in Paris geboren und groß gewachsen —

Trub. Und vereinigen derart alle Eigenschaften des stolzen Inselreiches mit den Reizen des Heimathlandes der Grazien, des sprudelnden Muthwillens, des lieblichen —

Arab. Leichtsinnes. Sagen Sie es nur immerhin, . . . welche glückliche Mischung Sie indeß nicht hindert, den Interessen meines einen Vaterlandes entgegen zu treten. Bin ich gut berichtet?

Trub. Selbst auf die Gefahr, in Ihrer Ungnade weitere Fortschritte zu machen, kann ich nicht umhin, zu gestehen, daß ich Einiges zum Abweis der Mission des Vicomte — ich wollte sagen, der Forderung des französischen Ministeriums, beigetragen habe.

Arab. Sie sind hoffentlich meines Dankes nicht gewärtig!

Trub. Mir muß — so karg der Trost auch ist — das Bewußtsein der erfüllten Pflicht genügen, einer Pflicht —

Arab. Die Sie mit besonderem Nachdruck ausgeübt haben, nicht?

Trub. Es bedurfte dessen nicht. Mein Widerstand gegen die französische Forderung war für mich diesmal viel mehr eine Erholung, als eine Anstrengung. Der geübte Schachspieler kann sich dem Neuling gegenüber die Anwendung der vollen Kräfte füglich ersparen. Der Vicomte ist auf diplomatischem Parquett ein grüner Neuling, ja weniger als das — ein Dilettant. Ihm fehlt das diplomatische Naturell, das angeboren ist wie der Feldherrnblick, wie die Künstlerbegabung, das aber nur durch rastlosen Fleiß, durch unausgesetzte Vertiefung zur wirklichen Kraft herangereift werden kann. Dem Vicomte mangelt außerdem jedes systematische Wissen, und auch dieses ist unentbehrlich. Wer die Menschen beherrschen, und auf der Höhe der Verhältnisse stehen will, der muß bemüht sein, die Naturanlage durch ernste Uebung und gründliche Kenntnisse zu schärfen. Das System ist Hauptsache, ohne System keine Kraft — kein nachhaltiger Erfolg.

Arab. So ist die Diplomatie wohl gar eine Wissenschaft?

Trub. Sie ist Kunst, Mylady, welche die Wissenschaft in sich begreift.

Arab. Ich werde also meine Meinung über Diplomatie und Diplomaten gründlich ändern müssen! — Ich gestehe Ihnen, Fürst, reumüthig, daß sie mir jetzt sehr leichtfertig erscheint. Sie bestand bisher darin, als erstes Erforderniß für ein gesandtschaftliches Haupt den Besitz eines geschickten Koches anzusehen, und für die gesandtschaftlichen Anhängsel das Talent, bei Tänzen und Proverbedarstellungen leitend oder wirksam einzugreifen.

Trub. Sie sind bei Laune, Mylady.

Arab. Ich werde meinen Irrthum abschwören, der mich glauben ließ, daß Diplomaten nur geschickt seien, das Einfache zu verwickeln, und das kunstvoll Verwickelte dem Schwert oder dem Zufall zur Lösung zu überlassen; daß die Diplomaten keine andere Aufgabe hätten, als unter ernster Miene zu verbergen, was — sie nicht wissen; gar nicht oder unrichtig anzuwenden, was sie wissen; mit Anstrengungen und Opfern Nutzloses zu erspähen, um Wichtiges hinterdrein und von aller Welt zu erfahren. — Doch, wovon gingen wir aus? Ach ja, Sie triumphiren zu früh über den Neuling; der Vicomte ist beim Herzog.

Trub. Wie? (bei Seite) Es wäre ihm doch gelungen?

Arab. Er ist beim Herzog.

Trub. Ich begreife.

Arab. Was begriffen Sie nicht?

Trub. (bei Seite). Er ist mir bei der Frau entschieden gefährlich. (laut) Mag er immerhin sich bei seiner Lordschaft befinden. Auch ein für seine Sendung erfolgloses Zwiegespräch mit Lord Wellington kann nutzbringend für die Erziehung des Anfängers sein. Ich gönne ihm diesen Vortheil.

Arab. Sie unterschätzen den „Dilettanten“.

Trub. Bah!

Arab. Er ist ein Schüler Talleyrand's.

Trub. Der ihn höchstens darin unterwiesen haben kann, mit kleinen Mitteln zu verfahren, sich hinter Damen und Günstlinge zu stecken, und von der Vermittlung des Fächers die Erfolge zu erwarten, die allein die Frucht systematischer Bemühungen sein können. Ich kenne den Fürsten und seine leichtfertigen Ansichten, und weiß auch, daß der Vicomte in dieser Richtung den Lehrmeister zu erreichen bestrebt ist.

Arab. (für sich). Worauf zielt er? (laut) Was meinen Sie?

Trub. Ich, Mylady? Nichts im Besonderen. Ich combinire und schließe von bestimmten Annahmen auf wahrscheinliche Ergebnisse. Doch darum sollte es sich nicht handeln. — Ich habe ein Anliegen an Sie.

Arab. Ein Anliegen?

Trub. Ich wollte Ihre freundliche Vermittlung in einer Angelegenheit ansuchen, die den Vicomte betrifft. Er suchte mich heute auf, um mir ein Schreiben des Herzogs von Noailles

zu übergeben. Nach seinem Fortgehen öffne ich den Briefumschlag und sehe, daß der zerstreute Vicomte einen Mißgriff gethan hat. — Der Briefumschlag war unbeschrieben, und — ich finde darin zu meinem Erstaunen —

Arab. Etwa seine Instruction?

Trub. Nein, das nicht.

Arab. (bei Seite). Gottlob! — (laut) Also, was fanden Sie?

Trub. Entschuldigen Sie, Mylady — eine Adresse.

Arab. Weiter nichts?

Trub. Es könnte ihm an der sofortigen Wiedererlangung dieser Adresse viel gelegen sein.

Arab. (bei Seite). Wo will er nur hinaus?

Trub. Da Sie ihn wahrscheinlich früher treffen als ich, erlaube ich mir die Bitte an Sie, Mylady, dies dem Vicomte zu übergeben. (Giebt ihr einen Brief.)

Arab. Ein bereits eröffneter Briefumschlag? Darin eine Adresse, sagen Sie? — Es ist wohl keine Indiscretion dabei, sie zu besichtigen.

Trub. Ich wüßte nicht.

Arab. (liest). Bogadil! Was soll das heißen?

Trub. Nach den Erkundigungen, die ich eingezogen, ist dies ein Name —

Arab. Nun, und —

Trub. Und zwar eine Art Kriegsname —

Arab. Wollen Sie deutlicher sein?

Trub. Der Kriegsname einer sehr schönen, sehr geistreichen, sehr bekannten, — wie soll ich nur sagen? — Frau oder eines Fräuleins — oder — die Petersburg verlassen hat, wo sie als Balletkönigin Opfer brachte und auferlegte. Sie befindet sich seit Kurzem in London, um den brittischen Lebemännern von Stand einen angenehmen Versammlungsort zu bieten.

Arab. Durchlaucht!

Trub. O, sie verkehrt mit der besten Welt — Männerwelt nämlich — das Oberhaus ist in ihrem Salon glänzend vertreten. In welche Beziehungen der Vicomte zu dieser Dame zu gelangen trachtet, ist mir weniger bekannt als vermuthlich.

Arab. Abscheulich!

Trub. Wie meinen Sie, Mylady?

Arab. Daß Sie sich diese Beschreibung und derlei Betrachtungen füglich ersparen könnten.

Trub. Das warme Interesse, welches Sie für Ihren Schützling —

Arab. Schützling? Ich sehe, Herr von Chabannes ist erfahrener, als ich vermuthen konnte. Er bedarf —

Trub. Ihrer Nachsicht, Mylady. (Für sich.) Das hat gewirkt.

Arab. Uebrigens, was kümmert mich die Angelegenheit, die doch nicht vor meine Ohren und innerhalb der Wände meines Boudoirs gehört. — Die Adresse besudelt meine Hände — fort damit. (Wirft das Blatt in den Kamin.)

Trub. Mylady, was thun Sie? Wenn der Vicomte die Adresse, welche seine Zerstreutheit mir in die Hände gespielt hat, von mir zurückverlangt?

Arab. Kümmert das mich?

Trub. Was soll ich ihm sagen?

Arab. Bin ich ein Diplomat? Sie werden ihm sagen, was Ihnen beliebt, die Wahrheit gewiß nicht; das wäre gegen die Tradition!

Trub. Sie sind ungerecht, Mylady. Der Vicomte —

Arab. Haben Sie mir keine bessere Unterhaltung zu bieten, als den Vicomte? Nichts von ihm. — Sprechen wir von etwas Anderem. Sie haben mir in Betreff Ihres Ballfestes geschrieben.

Trub. Darf ich hoffen?

Arab. Hoffen darf man immer.

Vierte Scene.

Chabannes (ist zurückgekehrt). **Die Vorigen.**

Chab. Mylady! — (Trubezkoi erblickend, grüßt er.)

Trub. (verbeugt sich).

Chab. (leise zu Arabella). Alles ist gefährdet. Gestatten Sie mir, an Fürst Trubezkoi einige Worte zu richten?

Arab. Ich überlasse Ihnen das Terrain, meine Herren.

Trub. (zu Arabella). Darf ich für mein Ballfest auf die liebenswürdigste Hausfrau zählen?

Arab. (laut). Ich wüßte nicht, wo ich den Muth fände, diese Bitte abzuschlagen.

Chab. (für sich). Was ist das? (tritt zu Arabella) Mylady! —

Arab. (zu Trubezkoi). Wollen Sie mich begleiten, Fürst?

Trub. Durch's Leben, wenn Sie es gewähren wollten. —

Arab. Vor der Hand auf einem Ritt nach Hydepark.

Chab. (zu Arabella). Mylady!

Arab. (an der Thür). Mit Gott, Vicomte (Geht ab.)

Chab. (für sich). Wie wird mir?

Trub. (für sich). Doppelt geschlagen! Schach und zweifach matt.

Chab. (für sich). O, nur jetzt Fassung, Samm-

lung, wenn es möglich ist. — (laut) Was wollt' ich sagen — (für sich) Mein Kopf ist wüst. (laut) Ja — ganz recht — Sie entschuldigen, Fürst, wenn ich Sie mit einer unbedeutenden Angelegenheit behellige. Ich hatte die Ehre, Ihnen heute ein Schreiben des Herrn von Noailles zu überbringen — das heißt, ich glaubte es zu thun, und habe Ihnen durch Versehen aus meinem Portefeuille (für sich) was doch nur — (laut) ja — eine Adresse — übergeben. — Hier ist der Brief.

Trub. Ganz recht. Das sind die Schriftzüge meines werthen Freundes Noailles; die willkommne Erinnerung konnte mir nicht durch willkommnere Hand übergeben werden. Die Empfehlung Noailles giebt Ihnen Anspruch auf meine ganze Person.

Chab. Sehr gütig, aber —

Trub. Ich werde Ihr Verpflichteter sein, wenn Sie mich nicht schonen —

Chab. Ich danke — Ich —

Trub. Sie sind zu bescheiden. — Ich stelle mich ganz zu Ihrer Verfügung. Demnächst sind die Derby-Rennen — Lord Harley wettet gegen meine Cleopatra auf Sylphide.

Chab. (für sich). Cleopatra — Sylphide. Er verwirrt mich noch mehr. (laut) Entschuldigen Sie, — ich wollte — das heißt — ja — Sie ersuchen —

Trub. Und da —

Chab. Sie sind sehr freundlich, Fürst. — Darf ich Sie nun bitten, mir die Adresse auszufolgen. Ich habe einen Auftrag zu besorgen.

Trub. Bei dieser Dame?

Chab. Bei? — Von Seiten einer Dame.

Trub. Von Seiten einer Dame?

Chab. Ja wohl, Aufträge für (bei Seite) — was doch nur? (laut) für dieses Modegeschäft.

Trub. Sie nennen das ein Modegeschäft.

Chab. Eine mir befreundete Dame, die englische Artikel —

Trub. Englisch? der Name klang eher wie indisch.

Chab. Das meinte ich ja — indisch. Richtig, es handelt sich um einen indischen Shawl —

Trub. (bei Seite). Auch im Lügen ein Dilettant. (laut) Sie meinen, daß es mit einem indischen Shawl abginge und ohne Diamanten?

Chab. Diamanten? Ja, auch Diamanten sollte ich besorgen. Sie begreifen also, daß ich die Adresse nothwendig —

Trub. (lacht). Ha! ha! Verehrtester Vicomte! wozu dies Alles unter uns Männern? Ich begreife vollkommen, daß Ihnen an der Adresse einer reizenden Person —

Chab. Einer reizenden Person? Ich erstaune.

Trub. Sie werden Ihre Erwartungen übertroffen finden.

Chab. Fürst, Sie sprechen in Räthseln und ich muß Sie ersuchen —

Trub. Gut. Sie wollen nicht Farbe bekennen. Das ist unnütz, aber Ihr Recht.

Chab. Ich verstehe Sie wirklich nicht. — Doch die Adresse —

Trub. Die Adresse — ich bedaure — ist leider nicht mehr in meinen Händen.

Chab. Verloren? (bei Seite) O Unheil! und ich kann das Wort nicht finden.

Trub. Fassen Sie sich, Vicomte. Der Schaden ist zu bessern. Ich glaube, die Dame —

Chab. Welche Dame?

Trub. Deren Adresse Sie mir übergaben, nun — wenn Sie es durchaus wünschen — des Modelagers hieß —

Chab. Hieß?

Trub. Erlauben Sie. (bei Seite) Es ist immer besser, zu schweigen. (laut) Verwünscht! Jetzt ist auch mir der Name entfallen. Sehen Sie, Vicomte, ich leide hin und wieder an Vergeßlichkeit. Bei einem Diplomaten ein verhängnißvolles Gebrechen, wenn auch manchmal von Vortheil.

Chab. (bei Seite). Verzweifelte Lage! (laut) Aber die Adresse, Fürst! Entsinnen Sie sich nicht, wo Sie dieselbe gelassen haben?

Trub. Vollkommen. Sehen Sie hier das Flöckchen Asche?

Chab. Nun?

Trub. Das war die Adresse.

Chab. Wie? Sie hätten —.

Trub. Ich? Nein. Ihre Gönnerin, Lady Arabella, ist die Urheberin dieses chemischen Processes.

Chab. Lady Arabella?

Trub. Sie selbst hat mit ihren schönen Händchen die Adresse den Flammen überantwortet.

Chab. (für sich). O, Hohn des Schicksals!

Trub. Ich hatte Ihr Versehen sogleich bemerkt und war hierher geeilt, wo ich Sie vermuthete. Sie befanden sich beim Herzog. Ungewiß, ob ich die Ehre haben würde, Sie zu treffen, ersuchte ich unsere liebenswürdige Freundin, Ihnen den Briefumschlag zu übergeben. Damen sind neugierig. Der Briefumschlag war nicht gesiegelt. Lady Arabella las den Namen — die Adresse. Ich errathe nicht, wodurch sie sich bewogen gefunden, damit ein Auto-da-fé zu veranstalten.

Chab. (für sich). Alles verloren!

Trub. Wahrscheinlich bedient dieses Modewaarenlager Lady Arabella, und sie ist ungehalten darüber, daß ihre Toilettenquelle entdeckt und weiterhin bekannt wurde; Damen halten darin auf eine gewisse Ausschließlichkeit. (sich verbeugend) Auf die Ehre, Sie bald wieder zu sehen. (Ab.)

Fünfte Scene.

Chabannes (allein).

Das ist zu viel! Ich bin bloß gestellt, und auch in Lady Arabella's Augen. Schlimmer noch! Sie ist für mich verloren. Mein verhängnißvoller Talisman, aus welchem der Russe durchaus einen Frauen-Namen heraus buchstabiren will, scheint sie verletzt, wider mich aufgebracht zu haben. Ich fange an, zu begreifen. Nein, ich begreife immer weniger. — Ich begreife Nichts — gar Nichts. — Ich trete vor den Herzog und entfalte meine ganze Ueberredungskunst. — Ich übertreffe mich. Er aber schlägt meine Gründe auf der ganzen Linie, und weist die Forderung des Ministeriums ab! Das Hin und Her, das Für und Wider verwirrt mich; ich nehme Zuflucht zu meinem Talisman, stottere einige Silben arabisch — chinesisch, mehrere Worte, nur nicht das richtige. — Der Herzog hört mit Staunen zu. — Ich lange nach meinem Portefeuille, suche, suche; der Herzog sieht mich befremdet an; ich suche mit der Angst der Verzweiflung und finde — den Brief von Noailles. Todesschweiß tritt auf meine Stirne; der Herzog lächelt, — lächelt offenbar über meine Haltung. Das raubt mir vollends die Besinnung; ich stammle — ich weiß nicht was — stürze zur Thür hinaus, — ich weiß nicht wie. — Meine Sendung ist glorreich beendet. — Wenn ich dieses unselige Wort nur fände! der Russe wird es mir vorenthalten, vielleicht mißbrauchen. Glücklicherweise scheint er es zu mißdeuten; das thut aber unglücklicherweise Lady Arabella auch. — Wie hieß es doch nur? A... A... Abigail — Nein, das wäre biblisch — hebräisch — — No... Ro... Robigal — Auch nicht — Aber, es endet in il... il — Ro... Krokodil! So, jetzt gelange ich zur Naturgeschichte. Verwünschte Vergeßlichkeit! — Bo... ja... Ich hab's. Boabdil. — Auch das nicht! Vergeblich; selbst wenn ich eine Hetzjagd auf dem Revier aller lebenden und todten Sprachen versuche, — Ich kann nicht denken; die Aufregung lähmt, vernichtet mich. — Ich liebe Arabella. Jetzt, da sie sich von mir wendet, empfinde ich die ganze Unerträglichkeit des Verlustes!

Ihr plötzlicher, unvermittelter Entschluß, auf dem Ballfeste des Fürsten dennoch als Hausfrau zu erscheinen, spricht deutlich — spricht mein Urtheil aus. Fürst Trubezkoi hat den Neuling auf zwei Feldern geschlagen. Halt! der russische Botschafter hat den französischen Attaché besiegt. Gut oder nicht gut; — für den Sieg bei Arabella hat Fürst Trubezkoi dem Vicomte von Chabannes Rechenschaft zu legen. (schreibt) — (zum Kammerdiener, der eingetreten ist) Ist Mylady noch im Palast?

Kammerdiener. Soeben werden die Pferde vorgeführt.

Chab. Diese Karte für Mylady — sogleich. (Kammerdiener ab.) Ich will ihr Lebewohl sagen; Lebewohl für immer. — Sie hätte mich nicht so leichthin, so jählings aufgeben sollen. — Sie kommt. — Ruhig, mein Herz, bezwinge dich.

Sechste Scene.

Arabella (im Amazonenkleid). Chabannes.

Arab. Sie schrieben mir —

Chab. Um Sie zu bitten. — Ich reise.

Arab. Sie reisen? (bei Seite) Es fällt mir schwer, an seine Unwürdigkeit zu glauben.

Chab. Ich wollte Ihnen Dank sagen für die Güte, die Sie an mich verschwendet —

Arab. Sie bedurften ihrer nicht, Vicomte! da Sie sich, wie ich erfuhr, anderer Mittel zur Erreichung Ihrer Zwecke versichert hatten. — Ich rechne zu diesen Ihre Verbindung mit gewissen Personen —

Chab. Meine Verbindung mit? —

Arab. Ja, Vicomte. Mir steht es zwar nicht zu, über Ihre Beziehungen zu richten; nur gestatten Sie mir, mein Verhalten darnach zu regeln. —

Chab. Ich höre und fasse nicht. Hier obwaltet ein ungeheures Mißverständniß. Helfen Sie dem Scheidenden, Mylady, dieses Mißverständniß aufklären. Entlassen Sie mich nicht so von sich.

Arab. (bei Seite). Ich kann nicht sprechen, ohne mich bloß zu stellen. — (laut) Sie wissen am besten selbst —

Chab. Entschuldigen Sie, Mylady, nichts weiß ich, nichts als das Eine, daß es sich hier, wo Ihr Mund mir stumm bleibt, um eine Verleumdung handelt, und auch wo und wie ich mir die Aufklärung zu holen, zwar nicht als Diplomat, sondern als Mann zu holen habe.

Erlauben Sie mir, Ihnen Lebewohl zu sagen. (Will ab.)

Arab. (für sich). O Gott! (laut) Vicomte, ein Wort! Sie suchen Fürst Trubezkoi.

Chab. Da Sie es vermuthen, bestätigen Sie mir, daß ich richtig suche.

Arab. Ich will nicht, daß Sie mit dem Fürsten Streit suchen.

Chab. Ich bedauere, Mylady.

Arab. Ich bitte, ich beschwöre Sie!

Chab. Der Fürst hat Grund, auf Ihre Erregung stolz zu sein.

Arab. Handelt es sich denn um den Fürsten? Nehmen Sie denn nicht wahr, daß meine Theilnahme, mein Interesse nur Ihnen gilt?

Chab. Mir, Mylady, mir?

Arab. Es ist gesagt. — Ich widerrufe nicht.

Chab. Himmel! (sich fassend.) Ich bin Ihrer Theilnahme unwürdig.

Arab. Also doch? — Aber wenn Sie eingestehen —

Chab. Was hülfe mir auch, es nicht einzugestehen?

Arab. Und bereuen —

Chab. Das bessert Nichts —

Arab. Und sich gänzlich zurückziehen —

Chab. Das wollte ich —

Arab. Nun also —

Chab. Jetzt ist es nicht mehr möglich —

Arab. Sie übertreiben. Vertrauen Sie mir, ich will nachsichtig sein.

Chab. Sie sind ein Engel, aber — ich kann jetzt nicht mehr meine Entlassung aus dem Staatsdienst einreichen. Der Makel einer Niederlage haftet an mir.

Arab. Nur das?

Chab. Nur? Das ist es eben.

Arab. Wer denkt an Ihre Niederlage?

Chab. Ich selber —

Arab. Aber nicht davon spreche ich —

Chab. Wovon denn? — die ganze Welt wird davon sprechen. Ich bin bloßgestellt.

Arab. Nun, und Herrn von Talleyrand's Talisman?

Chab. Ist dort zu Asche verbrannt.

Arab. Wie? Das Papier, das mir Fürst Trubezkoi übergab —

Chab. Enthielt Fürst Talleyrand's Instructionen.

Arab. Um so besser —

Chab. Nein, um so schlimmer.

Arab. Auf dem Papiere stand aber nichts weiter als der Name einer — wie man mir sagte — einer jener Damen. . . . .

Chab. Ich wiederhole, Mylady — obschon ich nicht begreife — jenes räthselhafte Wort wurde mir von Herrn von Talleyrand als letztes Mittel mitgegeben, um den Herzog von Wellington zur günstigen Entscheidung zu bewegen.

Arab. O, mein thörichter Unmuth. — Ich habe Ihren sonderbaren Talisman vernichtet, habe Sie beraubt. — Können Sie mir verzeihen? Wie soll ich Sie entschädigen?

Chab. Entschädigen? Nein; den Sieger hätten Sie beglücken, zum Gott erheben können, den schmachvoll Besiegten trennt der unverzeihliche Mißerfolg von Ihnen. Es bleibt ihm nichts übrig, als mit schwerem Herzen von Ihnen zu scheiden. — Scheiden? Das Wort spricht sich aus wie ein anderes — für mich hat es den Sinn eines Todesurtheils.

Arab. (bei Seite). Endlich. —

Chab. Leben Sie wohl, Mylady, und —

Arab. Sie sollen nicht scheiden, mindestens so nicht scheiden. — Fürst Trubezkoi muß uns zum Besitz des Wortes verhelfen. Wenn er nur dessen Zusammenhang mit Ihrer Sendung nicht ahnt.

Chab. Ich gab vor, es sei die Adresse eines Modewaarenlagers.

Arab. Eben reitet er vor.

Chab. Um Sie nach Hydepark abzuholen.

Arab. Das Wetter trübt sich. Ich werde nicht ausreiten. — Treten Sie in meine Bibliothek. Ich führe indessen Ihre Sache.

Chab. Werden Sie auf seinem Ballfest in der Eigenschaft —

Arab. Von der Eigenschaft später, Vicomte! Jetzt empfängt ihn Ihre Verbündete von ehedem.

Chab. Aber ich bin es mir schuldig, Mylady, von dem Fürsten Rechenschaft zu verlangen.

Arab. Und mir sind Sie schuldig, keine Uebereilung zu begehen. — Also etwas Geduld und Vertrauen!

(Chabannes ab zur Linken.)

Siebente Scene.

Trubezkoi. Arabella.

Trub. Ich bin zu Ihren Befehlen, Mylady.

Arab. Das seid Ihr Herren der Schöpfung stets, wenn es Eurer Annehmlichkeit oder Eurer Eitelkeit paßt.

Trub. Mein Gehorsam verzichtet gern auf den Schein des Verdienstes. Ich sehe die Amazonenkönigin gerüstet; alles ist zum Aufbruch bereit; ihr Streitroß scharrt mit ungeduldigen

Hufen das Pflaster des Hofes; der Seneschall ist des Zeichens gewärtig —

Arab. Nur das Gefolge der Königin ist noch nicht vollzählig.

Trub. Nicht vollzählig? Ihr Gefolge sind außer Ihrem glühendsten Verehrer die Blicke von ganz London: Blicke der Bewunderung der einen Hälfte, Blicke des Neides der anderen.

Arab. Es fehlt noch der, dem sie den Mitgenuß dieses Schauspiels besonders gewähren möchte, — der Vicomte von Chabannes.

Trub. (für sich). Wieder in Gnaden?

Arab. Wir haben dem Vicomte schweres Unrecht gethan. Ich schäme mich meiner unbegründeten Aufwallung, denn er hat sich vor mir glänzend gerechtfertigt. Ich gestehe, daß ich in Betreff der Beziehungen meiner Freunde sehr empfindlich, fast überempfindlich bin. Ich hätte ihm einen Umgang, wie Sie ihn angedeutet, nimmermehr verzeihen können. Sie sind der Haupturheber meiner vorschnellen Verdammung. Die Adresse war die eines Modegeschäftes.

Trub. Er hat Ihnen das gesagt? Fabel!

Arab. Weshalb soll ich Ihrer Erklärung mehr Glauben schenken als der seinen?

Trub. Weil die meine einer Thatsache entspricht.

Arab. Ein Modelager ist auch eine Thatsache.

Trub. In diesem Falle eine erdachte, während ich die Wirklichkeit der meinen zu beweisen vermag.

Arab. Sie sind ein zu geübter — Diplomat, als daß mir selbst Ihren Beweisen gegenüber nicht eine gewisse Zurückhaltung geboten schiene.

Trub. Wohlan! Mylady, — ich will Sie in die Lage setzen, die Beweise selber zu erlangen.

Arab. Wozu das?

Trub. Sie bestehen darauf, mir eine Unrichtigkeit, oder um genauer zu sprechen, ein Unrecht aufzubürden.

Arab. Ich bestehe darauf, an einem Unschuldigen ein vorschnell begangenes Unrecht gut zu machen.

Trub. Ich will Sie überzeugen.

Arab. Aber, Fürst, wo gerathen Sie hin? Eine Frau überzeugen, wenn sie vielleicht gar nicht überzeugt sein will. — Ich bitte Sie — brechen wir ab. — Lassen Sie das.

Trub. Mylady! mein Wort, meine Absichten sind in Zweifel gestellt! daß Sie auch meine Rechtfertigung entgegen nehmen, darf ich von Ihrer Billigkeit fordern.

Arab. Wenn Sie es so nehmen — muß ich mich wohl fügen — obzwar —

Trub. Und wenn Sie die Bestätigung meines Ausspruches erlangen.

Arab. Das scheint unglaublich! Der Vicomte hätte zur Leichtfertigkeit in seinen Beziehungen den Versuch gefügt, mich zu hintergehen, mich zum Besten zu haben? O es wäre unverzeihlich!

Trub. Haben Sie Vertrauen zu Ihrem Haushofmeister James?

Arab. Unbedingt. Das Beste ist, er soll mir das Adreßbuch sämmtlicher Damenmodelager Londons bringen.

Trub. Besser als das. Er soll Ihnen die genauesten Auskünfte verschaffen über Madame Bogadil —

Arab. (für sich). Bogadil! Ganz recht; so hätte ich denn das Wort.

Trub. Bogadil, gefeierter Stern eines Spielsalons —

Arab. Genug!

Trub. Die Wohnung ist Haymarket, Nummer —

Arab. Woher wissen Sie das?

Trub. Diplomaten haben doch nach Ihrer Meinung, Mylady, die Aufgabe, mit Anstrengungen und Opfern Nutzloses zu erspähen, um Wichtiges hinterdrein und von aller Welt zu erfahren.

Arab. Ich will in's Reine kommen, und zwar auf der Stelle. (Nimmt scheinbar die Glocke.) Doch ich höre meinen Oheim. Wollen Sie, Fürst, die Sache gütigst selbst besorgen, und James den Auftrag geben?

Trub. Ich eile. (Ab durch die Mittelthür.)

Arab. Bogadil, Bogadil! So hättest Du Dich doch in Deiner eignen Falle gefangen, schlauer Diplomat! Bogadil! (ruft zur Thüre links hinein.) Vicomte!

Achte Scene.

Wellington. Arabella. Chabannes.

Well. Ich störe Sie, Arabella? (Chabannes von der Linken.) Siehe da — Vicomte von Chabannes!

Arab. Der in meiner Bibliothek nach Pandecten sucht, in denen die Formel zur Lösung verwickelter Fragen zu finden ist. (bei Seite) Bogadil.

Well. Auf diesem neutralen Teppichboden kann — so meine ich — keine Verwicklung vor-

kommen, die nicht die weißen Finger meiner schönen Nichte geknüpft hätte.

Arab. Es handelt sich nicht um Boudoirverwicklungen und Lösungen, sondern um sehr ernsthafte Staatsgeschäfte; der Vicomte von Chabannes —

Well. Möge hier, in Wellesley, Wellington, der sich glücklich schätzt, ihm die Hand zu reichen, den Minister vergessen, der dort drüben bei stummen Noten geblieben ist, um bald wieder im Parlament vor lauten Schreiern aufzutauchen.

Arab. (heimlich zu Chabannes). Bogadil!

Chab. (für sich). Bei Gott! das war's. Bogadil!

Well. Sie bleiben doch noch bei uns, Vicomte?

Chab. Ja, Herr Herzog, wenn — (bei Seite) Bogadil!

Well. Wenn? Arabella, was sagen Sie zu diesem „Wenn"? Es klingt wie Hochverrath an Ihrer Macht.

Arab. Das mag Ihnen, lieber Oheim! der Hochverräther selbst erklären. (leise zu Chabannes) Bogadil!

Chab. (tritt zum Herzog). Ja, Herr Herzog; wenn es (leise) Bogadil gestattet.

Well. Wie?

Chab. Bogadil!

Well. (erstaunt). Bo .... (Pause) Richtig. Fast hätte ich vergessen.

Chab. Sie hätten auch vergessen?

Well. Ich verstehe jetzt —

Chab. Sie verstehen? Gott sei Dank! (bei Seite) Ich noch immer nicht. (leise zum Herzog) Bogadil, in welchem Namen ich von Seiten Herrn von Talleyrand's die Regelung der bewußten Angelegenheit noch einmal ansuche —

Well. Ich habe Ihnen meine Meinung darüber mitgetheilt.

Chab. Ja. — Aber Bo .... Bogadil!

Well. Ist anderer Meinung? — Nun, da muß ich mich wohl in der heutigen Ministersitzung zu Bogadil's Ansichten bequemen.

Chab. (für sich). O Wonne! (z. H.) Herr Herzog, darf ich diese Entscheidung sogleich nach Paris berichten?

Well. Ich sehe keinen Hinderungsgrund.

Chab. Herr Herzog, (verbeugt sich) Triumph! Mylady! — Ich — wir haben gesiegt. (Geht zur Mittelthüre ab.)

Neunte Scene.

Wellington. Arabella.

Arab. Der Vicomte stürzt wie ein Rasender zur Thür hinaus —

Well. Um sein Ministerium durch eine Estafette zu benachrichtigen, daß seine Sendung, an welcher Sie ein so warmes Interesse nahmen, ihre günstige Erledigung gefunden habe.

Arab. Vor einer halben Stunde war die Erledigung ungünstig.

Well. Weil ich dem russischen Botschafter hier, in diesem an sich unwichtigen Fall angenehm zu sein für nöthig fand. In letzter Instanz' haben jedoch höhere politische Rücksichten —

Arab. (lacht). Ha, Ha! Höhere politische Rücksichten! — und Bogadil —

Well. Wie? Sie wissen?

Arab. Nichts weiß ich. Und darum möchte ich Bogadil —

Well. Wie haben Sie diesen Namen erfahren?

Arab. Ich bin nicht umsonst die Nichte eines großen Staatsmannes, und seit drei Monaten von dem gewiegtesten russischen Diplomaten, und seit neuerem Datum von dem zerstreutesten französischen umworben. Wollen Sie also meiner Wißbegierde den Zusammenhang erklären, der zwischen dem europäischen Gleichgewichte und den abgetanzten Balletschuhen der Tänzerin Bogadil besteht?

Well. So will ich denn — weil ich muß, auf Ihre Verschwiegenheit bauen und Ihnen, da Sie den Anfang bereits wissen, das Schlußwort sagen.

Arab. Die verkörperte Aufmerksamkeit hört Ihnen zu.

Well. Talleyrand, Metternich und ich, wir hatten uns nach Abschluß des Pariser Friedens zu einem traulichen Abschiedssouper zusammengefunden. Wir waren heiter, gesprächig —

Arab. Ziemt sich das für Diplomaten?

Well. Wir hatten an jenem Abend die Diplomaten bei unseren Ueberröcken gelassen und freuten uns als harmlose Menschen des Klingens der Gläser. Ein heller Strahl aus unseren Jugendtagen vergoldete unsere grauen Häupter. Ein reizendes Geschöpf, zu deren Füßchen die Potentaten der Erde schmachteten, war unsere Hebe und warf die sprühenden Funken ihres Witzes in unsere Gespräche; die Stimmung unseres Kreises war übermüthig, weltvergessen. Erst mit Morgengrauen reichten wir uns die Hände zum Abschied, zur Trennung. Die

Freunde einer Nacht sollten als Wächter oft widerstreitender Interessen und Ziele, vielleicht als Gegner sich wiederfinden. Da ergriff Talleyrand das Wort: „Wir haben in Europa eine Friedenssäule aufgerichtet! Laßt uns zur Erinnerung unseres ungetrübt heiteren Zusammenseins von heute ein Gedenkzeichen stiften. Wer von uns im Namen unserer Hebe Bogadil, die dort in der Sophaecke von künftigen Triumphen und Kaschemirshawls träumt, an Einen von uns das erste Verlangen stellt, dem werde es, wo nur immer möglich, gewährt." „So sei's!" und drei geleerte Gläser klirrten zerschmettert auf dem Boden. — — Ich habe mein Versprechen bei Talleyrand eingelöst.

Arab. Und ich bin in die geheimen Triebfedern des diplomatischen Waltens, in die Mysterien staatsmännischer Weisheit eingeweiht!

Well. Lose Spötterin! Die Nationen und Staaten werden blos von großen Ideen und Principien getragen; im Rahmen dieser bewegenden Factoren aber weben die kleinen Interessen, und diese werden von kleinen, oft kleinlichen Triebfedern bestimmt, und mit Miniaturhebeln zu Tage gefördert.

Arab. Ich will sie diesmal gerne gelten lassen, begünstigen Sie doch die Bemühungen des Vicomte —

Well. Den meine schöne Nichte Arabella ihrerseits zu begünstigen scheint. — Doch hier naht der Glückliche siegesstrahlend selber; ihm zur Seite Trubezkoi, wie ein sibirischer Schneesturm.

Zehnte Scene.

Trubezkoi. Chabannes. Vorige.

Trub. Höre ich recht, Herr Herzog?

Well. Ich weiß nicht, was Sie hörten.

Trub. Die französische Forderung —

Well. Ach ja, das? Eine neue sorgfältige Erwägung der schwebenden Angelegenheit hat mich zu einem schließlichen Eingehen auf den im Grunde billigen Anspruch des französischen Ministeriums bewogen.

Chab. Arabella, Sie machen mich überselig!

Arab. Wenn Sie nur nicht auch das vergessen.

Trub. Aber nach allen Regeln und Bestimmungen des Staatsrechts —

Well. Sie mußten vor höheren Rücksichten weichen.

Trub. (tritt zu Arabella). Mylady, Ihr Auftrag ist —

Arab. Erledigt. — Ich danke, Fürst.

Trub. So? — Und die Pferde —

Arab. Müssen vorderhand abgesattelt werden.

Trub. (für sich). Wie versteh' ich das?

Arab. Mein Oheim, der Vicomte von Chabannes hält um meine Hand an.

Trub. (für sich). Verwünscht! Doppelt besiegt von einem Dilettanten!

Well. Wenn Sie dessen ganz gewiß sind, Vicomte — Ihnen Beiden meine besten Glückwünsche. — Wann findet die Verlobung statt?

Arab. Ehe er noch Zeit findet, dies zu vergessen.

Chab. Arabella!

Trub. (bei Seite). Mir fehlt jeder Schlüssel! (laut) Aber Mylord, es wäre noch zu bedenken —

Well. Das ist es eben. Meine Entscheidung ist durch eine zwingende Nothwendigkeit bestimmt.

Arab. (leise zu Wellington). Der heiligen Bogadil —.

Well. (legt ihr die Hand auf den Mund). Pst!

Schluß.

Hermann Schiff.

Ein Beitrag zur deutschen Poetengeschichte.

Hamburg, im Mai.

Ein braver Mann ist hier gestorben: J. P. F. Richter, der Begründer der Zeitschrift: „Hamburger Reform", der Buchhändler und Verleger, der — nomen et omen — schon durch seinen Namen bestimmt zu sein schien, in die deutsche Literatur werkthätig einzugreifen. Jean Paul Friedrich Richter! Wenn man durch eine seltsame Laune des Zufalls und der Pathen vier Namen trägt, welche zusammen den eines Unsterblichen bilden, so ist es schon äußerlich schwierig, wenn nicht unmöglich, ihn ein zweites Mal unsterblich zu machen. Auch ging unseres Richter Beruf und Streben gar nicht darauf hin. Er war einfach ein Geschäftsmann. Was ihn aber von Tausenden seines Gleichen unterschied, ein braves Herz, und Das hat von jeher nicht den Anspruch, Ruhm zu erwerben.

Ich überlasse die Aufzählung seiner Verdienste und namentlich die Schilderung seiner Liebenswürdigkeit im persönlichen und brieflichen Verkehr den zahlreichen Schriftstellern, die an ihm einen Verleger verloren, den ihnen die Fortdauer seiner Firma, die blos geschäftliche Weiterführung der Verbindung schwerlich jemals ganz wird ersetzen können. Nur im Namen eines einzigen der von Richter der Welt zugeführten Schriftsteller, im Gedanken eines Mannes, der selbst nicht mehr sprechen kann, weil er auch schon zu den Todten gehört, möchte ich Sie bitten, mir ein paar Seiten in Ihrer Zeitschrift zur Verfügung zu stellen.

Hermann Schiff ist der Name dieses Mannes und ich kann nicht voraussetzen, daß er trotz der ziemlich zahlreichen Schriften, für die ihm Richter aufopfernd genug als Verleger diente, in einer der vielen deutschen Literaturgeschichten zur Genüge charakterisirt ist.

Hermann Schiff, vor etwa zehn Jahren gestorben, war der Typus des „armen Poeten", wie ihn Kotzebue aufstellte und wie man ihn als eine bereits unwahr gewordene und überlebte Figur aus einem vergangenen Culturzustand ansehen zu dürfen in Deutschland sich nur allzusehr schmeichelt. Hörte ich doch selbst einst einen Literaturhistoriker im geselligen Kreise sogar die Nothwendigkeit der Schiller-Stiftung mit den Worten bezweifeln: „Wer Talent hat, der wird ohnehin hinreichend bezahlt, und wer keines hat, der sollte nicht schreiben." — „Sie schreiben?" fragte ihn lakonisch ein Witzkopf. — Die Frage war nur eine halbe Richtigstellung. Der Literaturhistoriker hatte an sich selbst eine volle, wenigstens negative Widerlegung seines Axioms. Denn er wurde hinlänglich bezahlt, ohne mit Talent zu schreiben. Die positive Widerlegung gewährt ein Blick auf die Schaar talentvoller Männer, die kein Mitleid mehr erwecken, weil es ihnen an trockenem Brote nicht immer fehlt und weil man keine Lücken an ihren Stiefeln bemerkt, womit man auch alle Lücken des ihnen nothwendigen Daseinsgenusses ausgestopft glaubt.

Für eine Künstler-Existenz ist in der That das Ueberflüssige just das Nothwendigste. Zuweilen stillt bei dem Künstler ein Glas Champagner eine Art von Durst, welche weder der Gourmand noch der Proletarier kennt und empfindet; zuweilen wird eine ihm gegönnte Frist beschaulichen Müßiggangs fruchtbarer für die Welt,

als die unausgesetzte Arbeit vieler Andern. Kurz, der Künstler hat Existenzbedingungen, welche durch die Almosen wohlthätiger literarischer Stiftungen nicht befriedigt werden können. Und für andere als literarische Künstler sind solche Anstalten auch überhaupt nicht nöthig. Man hat keine Raphael- oder Beethoven-Stiftung, um analog der Schiller-Stiftung talentvolle Maler und Tonsetzer durch Ehrengaben zu unterstützen. Nur die armen Poeten trifft das Loos, nicht nur den Champagner, sondern sogar das trockene Brot zu entbehren, in Folge des nationalen deutschen Lasters, dessen sich kein anderes Culturvolk schuldig macht: Bücher auf jedem erdenklichen Wege, nur nicht auf dem des Ankaufs sich zu verschaffen.

Lorenz Kindlein lebt und darbt also noch, wir haben noch arme Poeten und einer der ärmsten war Hermann Schiff. Es ist nicht zu sagen, in welcher vereinsamten Höhle des Jammers er wie ein herrenloser kranker Hund verendet wäre, wenn ihm nicht rasch noch Richter einige helle Lebenstage bereitet hätte, bevor der bereits vorhergegangene jammervolle Daseinskampf seine letzte Folge, den Tod, geltend machte.

Hermann Schiff war ein Jude, und als Jude in einer jener großen Handelsstädte hungern und darben zu müssen, wo wie in Hamburg, Berlin, Frankfurt und Wien die Glaubensgenossen Millionen aufeinander häufen wie die Titanen der Mythe die Gebirge — glauben Sie, das gesellt zur Entbehrung noch die Empörung.

Und nicht blos ein unbekannt gebliebener armer Teufel wie Hermann Schiff, auch ein von unsterblichem Ruhm Gekrönter wie Heinrich Heine hat Solches erleben müssen. Schlagen Sie den praktischen Commentar auf zu seinem unvergleichlichen „Wintermärchen", zu der Reise, die er im Anfang der vierziger Jahre von Paris nach Hamburg antrat. Der Commentar liegt in den Briefen, die Heine damals an seine Frau nach Paris schrieb und die Strodtmann aus dem Nachlaß herausgab. Heine's einziger Reisezweck war, seiner Frau ein genügendes Auskommen für den Fall seines Todes zu sichern und zwar mit Hülfe seiner in Millionen schwelgenden Verwandten. — Obgleich Heine selbst einer Erbitterung darüber nicht den geringsten Ausdruck verleiht, muß sich doch das Herz jedes Menschen von Erziehung krampfhaft beschwert fühlen, wenn er von den nackten Thatsachen liest, von dem Markten und Schachern, von den peinlichen Schwierigkeiten, welche dem Dichter bereitet wurden, um nur einigermaßen und keineswegs wie er es gewünscht und verdient hätte, jedenfalls aber ganz außer Verhältniß zu den colossalen Mitteln der Angehörigen, an sein Ziel zu kommen.

Bekanntlich haben sich gleich nach dem Tode des in seiner Art großen Salomon Heine, dessen wahrer Edelmuth keine andern Grenzen hatte, als die natürlichen seiner beschränkten Bildung und Erkenntnißkraft, von Seiten seiner Erben Zwistigkeiten erhoben wegen des Bischens Pension, das Heinrich Heine von seinem Oheim bezogen hatte. „Schanden halber" wurde der Zwist geschwind noch gedeckt; es leuchtete den Geschäftsleuten ein, daß hier mehr zu verlieren als zu ersparen war.

Sie werden ungeduldig und sagen: Der Fall gehört bereits ganz der Vergangenheit an. Der Zustand aber, aus dem er hervorging, gehört leider noch ganz der Gegenwart an. Noch immer gefällt sich die Ironie des Schicksals darin, ein Genie oder Talent in einer Familie entstehen zu lassen, die für nichts Sinn hat als für das Geld und zwar nicht als Mittel zu irgend einem Zweck, sondern selbst als letzten und höchsten Lebenszweck. Drachen einer modernen Unterwelt, sitzen diese Händler, die man in Oesterreich zu Rittern und Baronen macht, gleichsam um einmal die Wappenthiere selber zu adeln, auf ihren Schätzen; Zorn und stille Verzweiflung ergreift sie, wenn das Decorum sie zu einer Ausgabe zwingt, die nicht wieder Geld hereinbringt. Ja, sie fluchen dem Verwandten, den sie in den Augen der Welt unterstützen müssen, daß er berühmt geworden ist und daß sein Talent nicht im Stillen — gewuchert hat.

Nun denke man wie diese Steinreichen, die nichts so sehr hassen als das Geistreiche, erst jene armen Schriftsteller und Poeten ihrer Verwandtschaft behandeln, welche nicht berühmt wurden, deren Schicksale also nicht von dem controlirenden

Auge der Welt verfolgt werden. Für diese verborgenen Unglücklichen brauchen sich der Geiz und die Habsucht der Millionäre keine Opfer aufzuerlegen; ungestraft können diese reichen Leute ihre armen Blutsverwandten dem Elend überlassen oder durch almosenhafte Anerbietungen zu Tode kränken, statt einen großartigen Umschwung in die ganze Lebensgestaltung dieser unglücklichen Poeten zu bringen.

Ich könnte Beispiele anführen, daß anerkannt talentvolle Schriftsteller, welche mit anerkannt unermeßlich reichen Banquiers in Familienbeziehung und Blutsverwandtschaft stehen, ihre letzte Augenkraft daran wenden müssen, um Weib und Kinder durch journalistische Arbeiten zu ernähren, welche nicht zu ihrem eigentlichen philosophischen oder poetischen Beruf gehören. Aber nicht um zu klagen oder anzuklagen, spreche ich bei Erinnerung an Hermann Schiff von dem Gegenstande, sondern um die reale Thatsache festzustellen, auf daß sie von den künftigen Geschichtschreibern unseres Culturlebens nicht übersehen werde.

Hermann Schiff war nur ein Glaubensgenosse, nicht ein Verwandter der Hamburger Juden und obgleich hier sonst schon die Religionsverwandtschaft zur Mildthätigkeit anregt, so hat doch der arme Literat oder Poet unter dem Vorurtheil zu leiden, das die geldstolze Geistlosigkeit der Bildung immer entgegensetzt und das sich zu frechem Hohn gestaltet, wenn es der Geist nicht auch zu Geld gebracht hat. Gerne wird dem ungebildeten Bettler gegeben, krampfhaft entzieht sich aber die Hand dem geist- und kenntnißreichen Armen: er wollte klüger sein als wir Alle und hat nicht einmal zu leben?

So wäre Hermann Schiff auf die erwähnte Weise verkommen, ohne die Unterstützung Richter's, der wenig literarische Vortheile mehr aus seiner Wohlthat zog. Denn obgleich Schiff keiner von Denjenigen war, die den Poetentitel aus einigen mittelmäßigen Verseleien herleiten, sondern ein entschiedenes und eigenthümliches Talent besaß, so war er doch, als es ihm wieder gegönnt worden, an den Schreibtisch zu treten, vom Lebensgrame schon zu sehr gebrochen. Was mich dennoch berechtigt, ihm Bedeutung zuzugestehen und seinen Namen, wenn möglich, der Verschollenheit zu entreißen, ist ein von der Welt vergessenes Buch, das weit früher erschienen ist, als die kleinen von Richter verlegten Büchlein.

Ich will erzählen, wie das Buch mir bekannt wurde, weil dies bezeichnend ist für den Werth, den man ursprünglich dem Werkchen beimaß. Es führt den Titel: „Hundert und ein Sabbath“, kam vor mehr als dreißig Jahren in Leipzig heraus und wurde mir damals zu meinem 13. Geburtstag, der bei den Juden zugleich Confirmationstag ist und deshalb besonders feierlich begangen wird, von einer weisen Muhme als Geschenk verehrt. Nicht gerade der Inhalt hatte sie zu dieser Wahl bestochen, denn sie verstand sehr wenig von deutscher Literatur, wohl aber der Titel, der zu den salbungsvollen und dabei den jüdischen Witz nicht verläugnenden Begleitungsworten Anlaß gab, mein Leben möge stets so heilig sein wie ein Sabbath und ich zwar von den „hundert Sabbath“ nicht Einen übergehen, aber gleichwohl in jedem Jahre nur Einen lesen.

Was ich nun von dem Büchlein zu erzählen weiß, das schöpfe ich aus einer so weit zurückgreifenden Erinnerung, die sich auf den Inhalt beschränkt und bei allen Nebenumständen erloschen ist, daß ich nicht einmal den Namen des Verlegers mehr anzugeben vermag, geschweige denn, daß ich irgend etwas daraus wörtlich zu citiren im Stande wäre. Das Büchlein kam mir schon ein halbes Jahr, nachdem ich in den Besitz desselben gelangt war, spurlos abhanden und zwar auf dem gewöhnlichen Wege des Verleihens, auf dem in Deutschland mit den Büchern selbst auch der Wohlstand ihrer Autoren verloren geht.

Was mir meine Erinnerung zunächst vergegenwärtigt, ist der Unterschied zwischen Schiff und andern deutschen Schriftstellern, welche aus dem jüdischen Volksleben und dessen religiösen Anschauungen literarisches Kapital geschlagen haben. Bei den Letztern mischt sich in den Witz eine Sentimentalität, die früher durch die herrschende Intoleranz gerechtfertigt zu sein schien, nach Eintritt der bürgerlichen Gleichstellung aber

sich nur mehr auf eine krankhafte Auffassung der Glaubensconflicte stützen kann. Bei Schiff tritt der Witz naiv und unbefangen die Alleinherrschaft an. Zunächst führt er den polnischen Juden in seiner Urgestalt vor, mit seinem Familienleben, in welchem die Kinder schon miteinander durch einen Trauungsspruch verheirathet werden, während sie noch mit Kreisel und Puppe spielen. Dann erzählt er unmelodische, vom süßen Müßiggang des Sabbaths trunkene Sagen, von denen ich eine mittheilen will, leider nur, aus den erwähnten Gründen, mit meinen eigenen Worten: sie sollen durch Kürze entschädigen, wenn sie den ursprünglichen Geist des Autors vermissen lassen.

Es gab einst einen weit und breit ob seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit berühmten Rabbi, dessen Weisheit und Ruhm freilich Hand in Hand gingen mit seiner großen Armuth. Als er einst an einem Vorabend des Sabbath in seinem großen Lehnstuhl der Ruhe pflegte, da gab ihm seine Frau unwillig einen Stoß, der ihn weckte. Sie klagte ihm laut, daß die Nachbarn so wohlschmeckende kostbare Gerichte für die Sabbathfeier zubereiten und über die Gasse tragen, während sie weder Fisch noch weißes Brot hätte, geschweige denn, daß sie sich mit schönen Kleidern schmücken könnte: was nun all' die Weisheit und Frömmigkeit des Mannes eigentlich nütze sei?

„Mein Kind," erwiderte der Rabbi, „wie du mich da wecktest, hatte ich gerade dasselbe geträumt. Du sprachst in meinem Traum zu mir, was meine Weisheit und Frömmigkeit tauge, wenn du davon weder Schmuck, noch Fisch und weißes Brot kaufen könnst. Im Traum richtete ich nun auf diese deine Klagen ein Gebet zum Allmächtigen und sieh'! plötzlich rasselte es im Schlot und durch den Schornstein fiel eine Kohle auf den Zimmerboden nieder. Als du sie aber näher betrachtetest, war die Kohle ein Edelstein, so groß wie ein Hühnerei. Du gingst damit zum Goldschmied, der dir viel Geld dafür gab, so daß du alle Leckerbissen der Erde zum Sabbath kaufen konntest. Wie ich dich nun in meinem Traum so zufrieden sah, da wandte ich mich im Lehnstuhl wieder zum Schlummern und kam aus dem Traum in einen noch höhern Traum. Ich befand mich mit dir in einem großen goldenen Saal, unmittelbar vor Gottes Thron in der Ewigkeit. Da saßen an unzähligen kleinen Tischen die Rabbiner mit ihren Frauen und jeder Tisch hatte in der Mitte einen hellleuchtenden Edelstein, so groß wie ein Hühnerei. Jeder Tisch, nur der unsere nicht. Mit Hohn und Spott blickten die Frauen der andern Rabbiner auf dich, so daß du mich fragtest, wie es komme, daß gerade unser Tisch dieses leuchtenden Schmuckes entbehre. Ich erinnerte dich, daß ich diesen Edelstein schon für unsern Erdenwandel erbeten hatte, damit du den Sabbath mit guter Speise begehen könnest. Auf diese Erklärung jedoch wurdest du sehr zornig. „Wie! sprachst du, du warst ein so großer und frommer Gelehrter und wußtest nicht, daß dieser Stein, der uns auf Erden nur eine so kurze Freude bereitete, uns hier eine ganze Ewigkeit lang zu bitterem Verdruß fehlen werde?" Und in deinem Zorn gabst du mir einen Stoß, von dem ich erwachte."

Nicht der zehnte Theil der „hundert und ein Sabbath" ist wirklich geschrieben worden. Das erschienene erste Bändchen war nur ein dünnes Heft und wahrscheinlich bewirkte der Mangel an Theilnahme, daß keine weitere Fortsetzung möglich wurde. Verschollenheit breitete sich über Buch und Dichter. An Beide wieder zu mahnen, gibt Richter's Tod Veranlassung. Vielleicht findet sich ein Autor unter den Juden, der den Torso Schiff's zu ergänzen fähig wäre, indem er bei gleicher Verachtung aller Tendenzmacherei über ebensoviel kaustischen Witz und ebensoviel Poesie geböte. Und mit all' diesen Eigenschaften verfiel Hermann Schiff dem Armenhause. Die Welt aber meint, es gebe keinen armen Poeten mehr, und der reiche Literaturhistoriker hält die Schiller-Stiftung für überflüssig.

— r —

Die heilige Schablone.

Bemerkungen von Oskar Blumenthal.

Man weiß, daß es oft als die Aufgabe der Feuilletonisten bezeichnet wird, über ein Nichts zu plaudern.

Es ist also gewiß feuilletonistisch, wenn ich über den Geist unser Reporter zu plaudern versuche; über ihren Geist und ihre Erfindungsgabe.

Heute Morgen las ich nämlich den dreiundzwanzigsten Artikel, der eine Klage über die verspätete Ankunft des Lenzes enthält! — Nur eine Klage über die verfrühte Ankunft solcher Herzensergüsse dürfte ebenso allgemein erschollen sein.

Aber die heilige Schablone! Wo blieben ohne diese fruchtbare Schutzgöttin die meisten Berichterstatter und Feuilleton-Correspondenten! Zumal diejenigen, die man so gemeinhin als die „liebenswürdigen" zu feiern pflegt. Es ist eine spaßhafte Beobachtung, mit welcher Harmlosigkeit immer von Neuem die stereotypen Wiederholungen zu Markte getragen werden: diese abgegriffenen Kupfermünzen, die längst außer Cours gesetzt sind — diese Betrachtungen, die man bei jedem litterarischen Trödler in allen Façons vorräthig findet — diese Scherze, die so alt sind, daß man sich nicht mehr erinnern kann, wann man sie zum ersten Mal vergessen hat!

Die Ritter von der heiligen Schablone gleichen in ihrem Handwerk den Stubenmalern: sie legen immer wieder dasselbe Muster an, um den Raum, der ihnen angewiesen ist, mit einigen dürftigen Arabesken zu schmücken — ja, es ist immer dasselbe Muster, — und es sind immer dieselben Pinsel.

Die Schablone ist die Livree der Gedankenlosigkeit. Die Gedankenlosigkeit aber ist verschwenderisch equipirt, und hat eine Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winter-Livree. Ihre Mittel erlauben ihr das und ihre Zwecke befehlen ihr das — die Rücksichten auf den „Bedarf".

Die Frühlingslivree ist besonders zweckmäßig, weil sie eine doppelte „Wendung" gestattet. Denn erwacht die Natur rechtzeitig, so werden die Frühlingslieder schaarenweis losgekoppelt; macht sie aber den guten Witz, aus Furcht vor diesen lieber nicht rechtzeitig zu erwachen, so giebt es zahllose Einsiedler „unter'm Strich", die sich just dieses Witzes der Natur eilfertig bemächtigen. Und die Natur hat gewiß Nichts dagegen, daß er von denjenigen in Beschlag genommen wird, denen sie keinen andern verliehen hat. Wenn nur durch die Lenzverspätung wenigstens die Willkommensgrüße der Lyriker vermindert oder verbessert würden! Aber leider ist

Heine im Unrecht mit seiner Betheuerung, daß man hinter dem Ofen die besten Frühlingslieder dichtet. Denn obwohl die diesjährigen gewiß noch zum größten Theil hinter dem Ofen gedichtet wurden, kann ich doch durchaus nicht sagen, daß sie die vorjährigen an Güte übertreffen. In allem Ernst sollte die Statistik einmal die Spalten zählen, die so jährlich über den Frühling und Nicht-Frühling geschrieben werden. Es würde sich dabei eine erschreckende Ziffer, aber auch ein holdes Geheimniß enthüllen. Das Geheimniß, warum die Feuilletonisten so gern und zärtlich von ihrem „geliebten Leser" reden. Es geschieht offenbar nur deshalb, weil es unter Liebenden von Alters her gestattet ist, sich — vom Wetter zu unterhalten, und die Herren wären verloren, wenn sie das nicht mehr dürften.

„Aber das gilt doch wohl nur von der ersten Epoche der Bekanntschaft," meinte eine schöne Frau, als ihr Gatte eine Unterhaltung dieser Art begonnen hatte.

„Du irrst," war seine Antwort. „Die Gespräche unter den Liebenden bleiben auch später dieselben. Nur — das Wetter wird anders."

So ist es auch im Feuilleton. Ach ja, nur das Wetter wird anders und wenn die Augustgluth schwül über die Lande brütet, so wird die Sommerlivree hervorgeholt: die Elegie über die „Sauregurkenzeit", die „saison morte". In solchen Tagen ist die Todesanzeige der Saison das einzige Lebenszeichen der Feuilletonisten, und durch spaltenlange Berichte über den Umstand, daß Nichts zu berichten ist, geben sie sich die naive Mühe, ihre eigne Ueberflüssigkeit klar zu machen. Geschieht gleichwohl etwas, so ist ihnen das nur ein Strich durch die Rechnung, denn — die Schablone ist dann nicht mehr anwendbar! Sie erinnern an den Studenten, der sich schon derart gewöhnt hatte, seine Armuth als Normalzustand zu betrachten, daß er eines Tages seinen Vater schrieb: „Durch einige unvorhergesehene Geschenke habe ich heute eine beträchtliche Einbuße an meinem Deficit erlitten." Die Berichterstatter können während der saison morte keine Einbuße an ihrem Stoff-Deficit vertragen, weil dann die Livree nicht mehr passen würde. Sie ist zwar schon bis zum Ueberdruß verbraucht und fadenscheinig. Aber das wird nicht hindern, daß auch diesmal wieder die saure Gurke in den Riesenbeeten des Feuilletons ihre Pflanzstätte findet und sich dabei die Gärtner noch obendrein immer höchst schelmisch und witzig vorkommen. Es lebe die Schablone!

Aber die losen Schäfer können auch windelweich werden und sentimental: die Herbstlivree! Vom Beginn des Octobers an muß schon das Herannahen des Weihnachtsfestes den Stoff ihrer geistreichen „Causerien" geben. Weil die Zeit wieder so unvorhergesehen und gegen alles Vermuthen sich den Weihnachtstagen nähert, obwohl man nach so häufigen Wiederholungen der Sache gar nicht mehr darauf gefaßt sein konnte, so hält sich nun auch die Schablone berechtigt, mit ihren alten Vorzeichnungen wieder herzuhalten. Da tauchen denn alljährlich immer dieselben Individuen aus dem Pontus Euxinus der Druckerschwärze empor. Wie unsäglich oft ist mir allein schon das halberfrorene Kind begegnet, das mit seiner Schachtel Schäfchen vor der Thür einer Garküche kauert und gierig den heraufsteigenden Bratenduft einsaugt. Das war vor Jahren sehr rührend und herzbeweglich. Aber heute immer noch dasselbe Kind? — das ist nur traurig und nicht mehr rührend. Aber allem Anschein nach sind unsere Weihnachtsplauderer zu lendenlahm, um noch ein zweites solches Kind in die Welt zu setzen . . . Ueberraschend ist auch die regelmäßige

Wiederkehr der Mittheilung, daß „in diesem Jahr“ wegen des „Druckes, der auf allen Geschäften laste“, die Weihnachtsgeschenke allgemein nicht so reichlich ausgefallen wären, „wie in den vorigen Jahren“. Und dasselbe hat man auch in den „vorigen Jahren“ zu hören bekommen. O heilige Schablone!

Die Winterlivree ist das große knisternde Papiergewand der Faschingsberichte. „Der Einzug des Prinzen Carneval“, das ist die sinnige Allegorie, die schon so fürchterlich todtgehetzt ist und doch noch nicht sterben kann. Der buntangestrichene Uebermuth, der dann in den Feuilletons seine Purzelbäume executirt, wirkt um so verstimmender, je deutlicher man doch immer die graue Grundfarbe des Schema's hervorkommen sieht. Ein großmüthiger Gedanken-Besitzer sollte sich einmal der armen Zeitungsleser erbarmen, und wie es hier und da für unbemittelte Soirée-Besucher Frackverleihinstitute giebt, die ihnen aus der Noth helfen, so sollte er für hülfsbedürftige Feuilletonisten ein Gedankenverleihinstitut in's Leben rufen, damit sie endlich einmal die ärmliche Schablonenlivree ablegen könnten. Leider wird der Vorschlag daran scheitern, daß eine Rückgabe der entliehenen Gedanken in unbeschädigtem Zustand schwerlich zu hoffen ist: unsern Tagelohnschreibern verwandelt sich der beste Einfall unter den Fingern in eine erschreckende Plattitüde.

Das ist die Schablone auf dem Gebiet der feuilletonistischen Unterhaltung. Immerhin ein harmloses Gebiet, wo sie keine großen Verwüstungen anrichten kann. Leider hat sie auch auf das kritische Feld ihre geisttödtende Wirksamkeit ausgedehnt. Zumal in der Theaterkritik hat sie sich behaglich eingenistet. Man kann hier freilich für die Schablonen der Kritik als Entschuldigung anführen, daß es sich auch oft nur um die Kritik von Schablonen handelt .... Und doch. Das Unwesen ist gar zu toll: — „Ist der Held eines Stückes ein Bonvivant und lustig, so nennt man ihn den „verwässerten Konrad Bolz“, ist das junge Mädchen naiv, so heißt es ein aufgewärmtes „Käthchen von Heilbronn“ oder „Lorle im Reifrock“, fordert das Stück zum Lachen heraus, so wird es „possenhaft“, stimmt es aber zu Thränen, eine „Birchpfeifferiade“ oder ein „Rührstück“ genannt. Ist es einheitlich, so muß der Vergleich mit der „Lüneburger Haide“, — ist es bunt, das beliebte Bild der „Mosaikarbeit“ herhalten. Die weichen Contouren der Zeichnung heißt man „verschwommen“, die derben Striche sind „in grober Holzschnittmanier“ ausgeführt .... Kurzum, für alle denkbaren Fälle haben wir ein bewährtes geflügeltes Wort zur Hand, das uns die Mühe des Selbstdenkens erspart, und so kommt es, daß auf dem Thron, der von Rechtswegen dem vornehmen Gedanken gehören sollte, sich das plebejische Gedächtniß breit macht.“ Das ist eine sehr treffende und wahre Stelle aus Paul Lindau's Lustspiel: „Ein Erfolg“.

Nur mit einem Seufzer kann die Betrachtung der heiligen Schablone schließen.

Von den Menschen im Allgemeinen sagte Talleyrand bekanntlich, daß sie nur die Worte haben, ihre Gedanken zu verbergen: hätten doch umgekehrt unsere Schablonenritter lieber den Gedanken, ihre Worte geheim zu halten!

Ein Bühnen-Kapitel.

Von Adolf Schwarz.

J. C. Schmidt läßt in seinen eben erschienenen „Denkwürdigkeiten" den berühmten Schröder erzählen, daß eines Tages nach der Vorstellung des Lear ein dem Anschein nach ganz gewöhnlicher Mann zu ihm kam und ihm ein Compliment machte. „Aber," setzte er hinzu, „wissen Sie, was mich geärgert hat? Der König verlor einmal den Hut im Walde, der Kent hob ihn auf und stülpte ihn dem König wieder auf den Kopf, ohne ihn auszuschwenken und zu säubern, und doch hatte der Hut auf dem nassen Boden gelegen und Kent's Herr war ein König." Diese Bemerkung, die eben so überraschend für einen „ganz gewöhnlichen Mann", wie beschämend für den Darsteller des „Hofmannes" Kent ist, um so beschämender, als der Schauspieler von Berufswegen ein Priester des Anstandes sein soll, gab mir Anstoß zu weiterem Nachdenken über die Frage: Was ist Anstand auf der Bühne? Und lassen sich für den Bühnen-Anstand unwandelbare Gesetze aufstellen?

Es geht uns mit dem Begriff des Anstandes wie mit dem der Schönheit, von der auch leichter gesagt werden kann, was sie nicht ist, als was sie ist; wie denn Goethe sich mit der negativen Definition begnügte, der Anstand bestehe im Unterlassen dessen, was nicht anständig ist. Wollten wir aber positiv vorgehen und darunter das allgemein Schickliche im Betragen verstehen, so würden wir bald mit der Mode, bald mit den Nachbarn in Collision gerathen und einsehen müssen: „Eines schickt sich nicht für Alle".

Was ich meine, dürfte durch eine Gegenüberstellung dessen, was z. B. zu Anfang des Jahrhunderts auf der Bühne für anständig galt, mit den Gepflogenheiten der Gegenwart am deutlichsten werden. Zu diesem Zwecke sehen wir uns die Regeln für Schauspieler an, die Goethe in Bezug auf die Körperbewegung aufgezeichnet hat. Es sei hier gleich bemerkt, daß die meisten derselben ihren Werth behalten werden, weil sie aus allgemein gültigen Beobachtungen abgezogen sind; die hier herausgegriffenen sollen aber zeigen, wie sich auf diesem Gebiete bereits eine Wandlung vollzogen hat.

In diesen 1803 niedergeschriebenen Regeln heißt es unter Anderem:

„Der Kopf sei ein wenig gegen den gewendet, mit dem man spricht, jedoch nur so viel, daß immer drei Viertel vom Gesicht gegen die Zuschauer gewendet ist."

„Die Schauspieler sollen nicht aus mißverstandener (?) Natürlichkeit unter einander spielen, als wenn kein Dritter dabei wäre; sie sollen nie im Profil spielen, noch den Zuschauern den Rücken wenden", und im Widerspruch mit der später folgenden Regel: „auf der Bühne gilt kein Rechts oder Links", heißt es vorher: „man hüte sich gegen die Person zur Rechten allzustark einzudringen, weil dort immer die Frauenzimmer, die älteren und vornehmeren Personen stehen".

Man stelle sich nun diesen Zwang und die geringe Wahl in der Stellung vor, wozu die Spieler von vornherein verurtheilt waren und vergleiche damit unsere freie

Spielweise, die jede Wendung gestattet, vorausgesetzt, daß die Deutlichkeit des Verständnisses dadurch nicht beeinträchtigt wird. Man erwäge, wie durch den beliebten, häufigen Wechsel des Platzes die Monotonie der Gruppen eingeschränkt, die Lebendigkeit der Scene erhöht und das Rechts und Links nun wirklich aufgehoben ist.

Wenn wir weiter lesen, „daß die neumodische Art, bei langen Unterkleidern die Hand in den Latz zu stecken, gänzlich zu unterlassen sei", ein Fall, der bei unserer Tracht nicht mehr vorkommen kann, so werden wir doch dabei erinnert, wie sehr man bei gewissen Manieren von dem Kleide abhängig ist. Und wie vom Kleide, so auch von der Zimmer-Einrichtung. Die letztere war nach der französischen Revolution von 1798 von einer coquetten Einfachheit und wenn auch der Tagesgeschmack neue Formen einführte, so gefiel man sich doch andererseits darin, die Möbel eben so sparsam, wie die Stoffe bei den römischen Frauentrachten anzuwenden. Dieser Einfluß machte sich natürlich bei den modernen Stücken peinlich geltend und zwei Tische mit je zwei Stühlen bildeten das gewöhnliche Ameublement, wozu allenfalls noch zwei weitere Stühle im Hintergrunde kamen. Die Decoration war gewöhnlich kahl, um freiere Verwendung dafür zu haben. Ein Lehnstuhl, Schreibtisch, ein Schrank oder Schubkasten erschien nur, wenn er zu einem bestimmten Zwecke vorgeschrieben war. Sophas vermied man so viel wie möglich, weil sie beim Abräumen aufhielten und in dem engen Gange hinter den Coulissen genirten. Der Raum in der Mitte der Bühne blieb immer leer und die sich setzen wollten, thaten dies in der Regel gemäß der Respectsvorschrift auf der rechten Seite vom Schauspieler, oder trugen ihre Stühle in die Mitte. Wie ist das Alles anders geworden! Als man bei den Verwandlungen durch das Herablassen eines Zwischenvorhanges den Blicken des Publicums entzogen, war man in den Stand gesetzt, nach und nach die geschlossenen Decorationen einzuführen, die schon an sich etwas Anheimelndes haben, aber bei offener Courtine nicht aufgestellt werden können. Es wurde dadurch zugleich ermöglicht, reiche Möbelgruppen mit verhältnißmäßig wenigen Kräften aufzustellen, was bei offener Verwandlung allein schon Heiterkeit erregen mußte, die übrigens auch früher durch die „zeitgemäß" gekleideten Abräumer oft genug hervorgerufen wurde. Heutzutage ist das Etablissement in der Mitte oder am Kamin der beliebteste Platz, aber an allen Ecken und Enden stehen Subsellien in jeder Form und Richtung bereit, um die Sprechenden aufzunehmen, und nach einer durch den lebhafteren Dialog herbeigeführten Unterbrechung zu einem wiederholten Niederlassen einzuladen. Das wäre ehedem nicht gut ausführbar gewesen.

Was nun die Kleidung betrifft, so begreift es sich leicht, daß die Allonge-Perrücke und der Rohrstock, wie der Reifrock dem Schauspieler auch in bürgerlichen Stücken eine Grandezza aufnöthigten, bei der die würdige Haltung nicht immer frei von Steifheit war. Auch das Rococo mit seinen Schuhen und Strümpfen und dem unvermeidlichen Galanteriedegen machte schon bei jedem Niedersetzen gewisse Vorsichtsmaßregeln nothwendig und die Verlegenheit pflegten die Herren gewöhnlich durch ein Zupfen an den Manchetten oder Schnallen am Jabot auszudrücken. Die eigentliche Anstandsstellung war die in der vierten Position, die rechte Hand über dem Jabot in die Brust gesteckt, während die linke herabhing. Meister Eckhof hatte dagegen die Eigenheit, auf dem Theater stets die eine Hand auf den Rücken zu legen. Noch in den dreißiger und vierziger Jahren konnte man selbst renommirte Schauspieler den ganzen Abend mit bunten Foulards in den nach einem Halt verlangenden Händen agiren sehen, obwohl schon Goethe seiner Zeit mit Recht gesagt hatte: „man lasse auf dem Theater kein Schnupftuch sehen, um nicht innerhalb eines Kunstproductes an Natürlichkeiten zu erinnern".

Seitdem durch den Wegfall der Stege das Bein gleichsam fessellos geworden, hat eine Ungezwungenheit der Stellungen Platz gegriffen, die oft über die Grenzen des ästhetisch Zulässigen hinausgeht. Das Ueberschlagen des Beines möchte noch angehen, wenn es nicht mit der dem Publicum zugewendeten Seite geschieht; dagegen giebt es andre viel gebräuchliche Gesten, die unbedingt verwerflich sind. Der Latz ist

zwar abgekommen, aber das Verbergen der Hände in den Seitentaschen, eine Lieblingsattitüde der Franzosen, mag unter Umständen die herausfordernde Haltung des Proletariers charakterisiren, ist aber im Allgemeinen unschön. Eher möchte es gestattet sein, die Finger der einen Stützpunkt suchenden Hand mit Ausschluß des Daumens in eine Quertasche einzuführen; jedenfalls wäre es dem krampfhaften Spiele der unbeschäftigten Hände mit der Uhrkette vorzuziehen. Eben so ist vor der übertriebenen Anwendung der Zierstöcke (Badinen) zu warnen; ja zu Goethe's Zeit sollten die Schauspieler niemals einen Stock tragen, um eine freie Bewegung der Hände und Arme zu erlangen; eine Anordnung, die bei Tänzern noch in Ehren steht.

Eine andere Regel, „daß man, um eine leichtere und anständigere Bewegung der Füße zu erwerben, niemals in Stiefeln, sondern in Pantoffeln (?) probiren solle", mochte damals, als der Schuh noch die Fußbekleidung des Besuchenden bildete, am Platze sein, jetzt hat sie sich in Folge des Trachtwechsels überlebt.

Was Goethe in Bezug auf Armbewegung sagt, muß auf einer Täuschung in der Beobachtung beruhen. Er schreibt vor, daß dieselbe „theilweise" geschehen solle. „Zuerst hebe oder bewege sich die Hand, dann der Ellbogen und so der ganze Arm." Durch diese Vorschrift wäre der Mime durchaus nicht vor marionettenhaften Bewegungen geschützt; jede Lagenänderung des Armes wie der Hand kann nur dann mit Rundung ausgeführt werden, wenn sie von den Schultern aus eingeleitet wird.

„Die zwei mittleren Finger immer zusammenzuhalten, dagegen Daumen, Zeige- und kleinen Finger etwas gebogen hängen zu lassen, weil so die Hand in ihrer gehörigen Haltung und zu allen Bewegungen richtigen Form wäre," scheint mir für die ungezwungene und gefällige Form derselben in der Ruhe nicht so vortheilhaft, als wenn sie sich von dem am stärksten gekrümmten kleinen bis zum Zeigefinger immer mehr und mehr öffnet.

„Sich das Podium als ein Damenbret vorzustellen, sich vorzunehmen, welche „Casen" man betreten wolle und sich solche auf dem Papier zu notiren, um gewiß zu sein, daß man bei leidenschaftlichen Stellen nicht hin und wieder stürmt," ist ebenfalls eine durch unsere moderne Inscenirung hinfällig gewordene Weisung.

Zu meinem Ausgangspunkt zurückkehrend schließe ich diese aphoristischen Bemerkungen über Bühnenanstand mit Goethe's zutreffender Weisung, daß man bei Darstellung von bäurischen und tölpischen Charakteren mit Kunst und Bewußtsein das Gegentheil vom „Anständigen" thue, d. h. immer dabei bedenke, daß es eine nachahmende Erscheinung und keine platte Wirklichkeit sein soll. Auch dagegen wird oft gefehlt.

Kritische Rundblicke.

Lyrik.

Fahrendes Volk. Gedichte von Arthur Fitger. 5 Mk., in eleg. Original-Einband 6 Mk. Oldenburg, Schulze. 1875.

Diese Gedichtsammlung des Malers und Dichters A. F. (der vor einigen Jahren ein Drama „Adalbert von Bremen" sowie einige zur Aufführung in Bremen bestimmte Festspiele bei Gelegenheit der Jubiläen von Dürer und Kepler hat erscheinen lassen), ist insofern als eine bedeutsame Erscheinung zu bezeichnen, als in derselben der unseres Wissens erste Versuch durchgeführt ist, der darwinistischen Weltanschauung poetische Seiten abzugewinnen. Der Verfasser bekennt sich mehrfach offen als Anhänger dieser neusten „Religion des Universums". So S. 13:

> Jeglich Dogma, drauf die Pfaffen
> Als des Himmels Eckstein schwören,
> Wird der Strom der Zeit entraffen;
> Doch das Volk erkennt im Schaffen
> Stets den Gott und im Zerstören.
>
> Seine Geister sieht es hausen
> Im Gebären, im Begraben,
> In des Wintersturmes Brausen,
> In des Lenzes sanftem Sausen,
> In des Herbstes goldnen Gaben.
>
> Nimmer in des Tempels Hallen
> Stimm' ich ein in's Miserere;
> Aber heut' bei Flötenschallen,
> Gott-Natur, sing' ich mit Allen
> Laut den Hymnus deiner Ehre.

Oder S. 23:

> Ein Thor, ein Blinder nur
> Mag deinen Frieden preisen,
> Allwaltende Natur.
> Daß Feind den Feind bezwinge,
> Ist ewig dein Gebot;
> Denn nur der Kampf der Dinge
> Bewahret dich vor Tod.

Mit einer Deutlichkeit aber, die nichts zu wünschen übrig läßt, tritt der Standpunkt des Dichters in den vertraulichen Zwiegesprächen S. 15 hervor. Der Gottvater der biblischen [illegible] nach Klarheit und Wahrheit Schmachtenden das Wesen der Welt dahin auseinander, daß Gott und Welt identisch seien, daß sich das Leben noch am leichtesten unter dem Bilde einer Pflanze begreifen lasse: „Zahllose Verästung ist das Ganze", und daß nicht Gerechtigkeit, sondern Stärke im Lebenskampfe entscheide.

Daß der Verfasser, offenbar eine faustische Natur, sich erst nach mannigfachen Seelenkämpfen einer Weltanschauung zugewandt hat, die ihm Trost und Heiterkeit zu gewähren scheint, entnehmen wir dem Gedicht: Todessehnsucht S. 14, das nach Form und Inhalt zu den besten der ersten Abtheilung zählt. Es lautet so:

> Fern im Westen grollt ein Wetter,
> Und verstummt ist rings die Flur;
> Kaum noch durch des Eichwalds Blätter
> Zieht der Wind die flücht'ge Spur.
> Haupt, du hast dich müd' gedacht
> In der schwülen Bücherzelle;
> Träufe deine Regenwelle
> Auf mich nieder, kühle Nacht.
>
> Geist des Weltalls, hör mein Sehnen!
> Ach, dich such' ich Nacht und Tag,
> Und mein Herze will sich dehnen,
> Daß es schier zerspringen mag.
> Statt des Stückwerks gieb dich ganz,
> Lösung statt der Räthselknoten,
> Wenn auch hin mich zu den Todten
> Stürzte deiner Gottheit Glanz.
>
> Dieser Menschheit dumpfe Schranke,
> Dieser Erde Lust und Pein
> Ist von deinem Licht der kranke,
> Der getrübte Widerschein.
> Daß ich klar dich selber seh',
> Führe mich zu deinem Sitze,
> Raffe mich im Flammenblitze
> Lodernd auf wie Semele.

Aus des Verfassers Grundanschauung, welche die Idee des Jenseits ausschließt (vgl. S. 26.

„Was ich geliebt, hab ich verloren, Verloren, ja, für alle Zeit, Und eitler Klang ist meinen Ohren Das Märchen der Unsterblichkeit") und den Menschen lediglich auf diese Welt verweist, um hier gleich den übrigen Lebensgebilden im Kampf um's Dasein seine Kräfte zu entwickeln, und nach dem Maß seiner Kräfte in die Entwicklung des Ganzen einzugreifen, resultirt nun keineswegs ein dichterischer Pessimismus, eine Poesie der Verzweiflung im Sinne Byrons, wozu für ein elegisch gestimmtes Gemüth die Versuchung nahe genug läge. Vielmehr tritt überall trotz einzelnen wehmüthigen Anwandlungen eine mannhafte Gesinnung hervor, die diesen einmal als nothwendig erkannten Kampf um seiner selbst willen liebt und sich lieber unter den Rädern widrigen Geschicks zermalmen läßt, als träger Ruhe sich hingiebt. Dies Thema, daß Ruhe mit Tod, Kampf mit Leben identisch sei, findet sich mehrfach variirt, am ansprechendsten in „Die blaue Blume" S. 56; der Dichter steht schon in Begriff, die in tiefster Waldeinsamkeit gefundene romantische Wunder-Blume zu pflücken:

„Und wer die blaue Blume pflückt,
Gewinnt das Reich der Feyen,
Und ihre Fürstin hochbeglückt
Wird ihn zum König weihen;
Sie wiegt an ihrer weißen Brust
Sein Haupt in süßem Sinnen
Und all' des Lebens Staub und Wust
Verscheucht ihr Kuß von hinnen.

. . . .

Schon hebt die Hand sich mit Begier
Zu brechen die schöne Blüte; —
Da fährt ein eisig Grauen mir
Durch's innerste Gemüthe.
O, dreifach sel'ge Leidenschaft,
Im Erdenkampf zu ringen!
Und mit des Lebens bester Kraft
Des Lebens Preis erzwingen!

Nicht selten klingt ein gewisser Sarkasmus durch, der unerbittlich der Heuchelei und dem eitlen Selbstbetruge die Larve abzureißen sucht, während die Bornirtheit mit epigrammatisch zugespitzten Pfeilen der Ironie bekämpft wird. Dabei steht dem Künstler ein reicher Schatz von Erlebnissen in Nähe und Ferne zur Seite, die, gehörig verwendet, den Gedichten Localfarbe verleihen und sie der Mehrzahl nach zu lebensvollen Situationsbildern erheben.

An diese eigenartige Poesie, die den Inhalt der ersten Abtheilung, des „Credo", bildet, reihen sich Liebeslieder, die nach Form und Inhalt stark an Heine erinnern, mitunter auch dem Heine'schen Wohllaut sich nähern. — Die Via felice, in der Form den „Römischen Elegieen" nachgebildet, schildert ein Erlebniß römischen Künstlerlebens mit derbrealistischen Farben. Manches Vortreffliche enthalten die Distichen; mit Gewandtheit handhabt hier der Dichter die scharf geschliffene Waffe des Sarkasmus.*)

Aus der Abtheilung „Singen und Sagen" sind die balladenartigen Dichtungen Kallikrates, Sebastian Bach und Antinous als besonders gelungen hervorzuheben. Die Anschaulichkeit, mit der im letztgenannten Gedicht die Porphyrstadt der Pharaonen vor unserm geistigen Auge ersteht, erinnert an die wirksame Kunst des Malers. Eingerahmt von der bedeutsamen Anfangszeile: „In lauer Mondnacht schlief der heil'ge Nil" und den mit ihr in bewußter Kunst in Beziehung gesetzten Schlußzeilen:

„Und jählings stürzt' er in die Flutentiefe,
Daß hoch empor die gelbe Woge stieg,
Und Kreise wirbelten in weitem Zug;
Dann schwieg sie still, als ob sie wieder schliefe,
Und schwemmt' in ihrer feuchten Nacht begraben,
Hinweg den schönen Leib des treuen Knaben.

spielt sich die geheimnißvolle Selbstaufopferung des Kaiserlieblings ab, der den in Selbstgenügsamkeit und Schlaffheit versunkenen Herrn der Welt durch einen tiefeinschneidenden Schmerz zu heilen sich entschlossen.

Daß der Dichter auch schalkhaft-naive Töne anzuschlagen versteht, beweist das waldesduftige, quellenfrische Märchen „König Drosselbart", während „Roland und die Rose", ein Traum im Bremer Rathskeller, in Nibelungenstrophen aus dem vollen Born der mittelalterlichen Romantik schöpft und in geistreicher Combination den Paladin Karls des Großen und Riesen am Rathhaus zu Bremen mit dem ehrwürdigsten, schon von Hauff und Heine gefeierten Faß des Bremer Rathskellers in Verbindung setzt.

Titelblatt und Einbanddecke des Buches sind nach Zeichnungen des Dichters selbst hergestellt. **B.**

Ein Schicksalsroman.

Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. Von **Hans Hopfen.** Stuttgart 1875, Ed. **Hallberger.**

„Juschu" ist eine Schicksalstragödie in Romanform, ein Lied der Vergeltung. Und zwar der Vergeltung durch Gott. Oder auch durch den

*) Leider sind die Distichen oft metrisch so verunglückt, daß der hübsche Inhalt schlechterdings nicht zur Geltung gelangt. Anm. der Red.

Zufall — aber das kommt für den Verfasser auf Eins hinaus. „Zufall?" ruft er im Schlußsatz. „Und wenn auch wirklich nur dieser! Ist denn der Zufall etwas Geringeres als der kleine Finger an der Hand des allmächtigen Gottes?!" Der Finger Gottes setzt diesmal zur rechten Zeit den Hahn eines „Pistölchens" (S. 294) in Bewegung, das mit der göttlichen Gerechtigkeit und einer kleinen Spitzkugel geladen ist; und an diesem verhängnißvollen Hahn spielt der Romanheld ahnungslos herum. Natürlich geht jetzt die tückische Spitzkugel los, die göttliche Gerechtigkeit aber nimmt ihren Lauf, und wandelt recta via „durch's Nasenbein in's Gehirn" (S. 295) des Schuldigen, der sofort todt hinstürzt . . . „maustodt", wie es ausdrücklich heißt, „so todt, als hätte er nie gelebt." In diesem jähen und darum schmerzlosen Hinsterben des Sündigen, ohne jede vorausgegangene Seelenbedrängniß und Gewissensqual, erkennt der fromme Schauspieler, hinter den sich diesmal der Erzähler versteckt, ganz deutlich die himmlische Rächerhand!! Der kühlere Skeptiker denkt freilich anders darüber und macht sich höchstens die Notiz, daß bisweilen der Lauf eines Revolvers vernünftiger sein kann als der Lauf der Welt.

Man wird errathen, daß es keiner geringen künstlerischen Kraft bedurfte, um unser Interesse ernsthaft in den Kreis einer Handlung hineinzubannen, die in solchem grobäußerlichen Schluß sich auflöst.

Wenn gleichwohl die spöttische Zweifelsucht verstummt, so lange man die mitgetheilten Tagebuchblätter durchliest — länger freilich nicht! —, so verdankt der Erzähler diesen Erfolg dem feinspürigen dichterischen Geist, mit welchem er gleich von Anfang an den Glauben an Gott zu verklären weiß — bisweilen sogar in so stimmungsmächtigen und farbensatten Worten, daß selbst der eingeteufelte Ketzer für einen Augenblick Halt macht. „Ich bin nun heut ein hübsches Weilchen vor der Votivkirche gesessen," heißt es S. 5, „und meine Blicke kletterten an dem feinen gothischen Laubwerk auf und ab und musterten alle Schnörkel und weilten in allen Nischen. Wie schön und strebend nimmt sich dieser schlanke Bau, diese noch ungeweihte, unvollendete Kirche aus! Sie schien mir ein rechtes Bild unserer heutigen Kirche überhaupt. Fest und zierlich in die Lüfte gethürmt, mit moderner Kunst altehrwürdig überkommene Formen verwerthend, aus allen Fundamenten fertige Mauern erhebend und zu erstaunlichen Bogen zusammenwölbend — aber in den Nischen keine Heiligen, im Tabernakel keine Monstranz, über dem Altar kein Bild und im erhabenen Raum kein Gott, kein anderer Gott, als der im Windeswehen durch alle offenen Scheiben zieht und seine Gegenwart in jedem Sonnenstäubchen verschwendet."

An ähnlichen Stellen ist der Roman reich und erleichtert so die Fiction einer gerechten planvollen Weltordnung, von der Juschu, die Heldin, sagen kann: „Ich glaube an keine Versöhnung, an keine Vergebung, ich glaube nur an Vergeltung. An unausweichbare Strafe und vollgestrichenes Maaß und himmelschreiende Rache. Und es liegt auch ein Trost darin, daß Jeder büßen muß, was er durch sein Thun angerichtet hat, und eher mehr als weniger!"

In der Schilderung Juschu's und ihrer Schicksale liegt der Reiz, der uns fast mit dem Ganzen vertraut macht. Einzelne Scenen von plastischer Anschaulichkeit, manches anmuthige Beiwerk in der Darstellung, hier und da ein satirisches Streiflicht auf verkehrte Richtungen der Gegenwart — das wäre Alles nicht im Stande gewesen, mit dem oberflächlichen Gedankengang der Begebenheiten zu versöhnen. Die Zeichnung Juschu's vermag es fast. Diese holdselige Mädchengestalt sehen wir mit immer steigender Theilnahme eine stationsreiche Leidensbahn durchwandern, — und die Poesie einer unvergänglichen hingebungsvollen Liebe, die noch unter den Fußtritten der Rohheit und mit tausend Wunden im Herzen weiterlebt, umglänzt das naiv-sinnliche Weltkind wie mit einem madonnenhaften Heiligenschimmer.

Im Einzelnen hat der Roman sehr durch die unglückliche Behandlung der Tagebuchform gelitten. Es ist unglaublich, was sich der Schauspieler Alles aufschreibt. Jene tausend Kleinigkeiten, die er ohne denkbaren psychologischen Antrieb zu Papiere bringt, waren für den Dichter freilich, der den Zusammenhang des Ganzen übersieht, sehr wichtig und bedeutsam, für den Schreiber aber völlig seelenleer und gleichgültig. Durch ein coquettes Natürlichkeitsstreben in manchen Einzelwendungen — z. B. wenn er über einen Klecks spricht, den er eben gemacht hat, — tritt die Unnatürlichkeit der Gesammtbehandlung nur in ein um so grelleres Licht. Wer die Tagebuchform nicht so kunstgewandt und seelenkundig bemeistern kann, daß er den Leser in die Täuschung eines unmittelbaren Miterlebens hineinschmeichelt, soll sich mit der einfachen, gradlinigen Erzählungsmanier begnügen.

Im innersten Kern birgt übrigens „Juschu" noch eine artistische Frage, die leicht überhört werden könnte. Es ist die eifrige polemische Frage:

Woher nehmt ihr Bewohner einer entgötterten Welt, sofern ihr nämlich Dichter seid, das gewaltige Schicksal, die poetische Gerechtigkeit?

Eine wirklich dichterisch gegebene Antwort auf diese wirklich dichterisch gestellte Frage gäbe einen interessanten Gegenroman zur Juschu, der noch auf seinen Poeten wartet. Möge dieser für seine gesunde und erquickliche Aufgabe ebenso viel künstlerischen Geist mitbringen, wie ihn Hans Hopfen, besonders in der Charakteristik Juschu's, an seine krankhaft peinliche Aufgabe verschwendet hat.

Oscar Blumenthal.

Novellen.

Im Fegefeuer. Eine Geschichte nach der Natur von Johannes Kugler. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Adolf Wilbrandt. Wien 1874. Verlag von L. Rosner.

Diese Novelle, die noch bei Lebzeiten des genialen unglücklichen Verfassers im „Salon" gedruckt wurde, erscheint heute, nach dem tragischen Ende Johannes Kugler's in einem ganz anderen Lichte. Sie heute wiederzulesen würde unter allen Umständen Jedem eine nachdenkliche, anregende Stunde bereitet haben, der von dem Schicksal des Verfassers gehört und an demselben Theil genommen. Adolf Wilbrandt aber, der Herzensfreund des Verstorbenen, hat für dieselbe eine biographische Einleitung, mit der sie jetzt zu einem einzigen Ganzen zusammengewachsen erscheint, in der That zu einem neuen Kunstwerke gemacht.

Ich habe die Geschichte früher nicht gelesen und gebe mir vergeblich Mühe, mir vorzustellen, welchen Eindruck sie auf mich machen würde, wenn ich das Schicksal Kugler's und seiner edlen Mutter, das Wilbrandt so rührend schlicht und beredt dargestellt hat, nicht kennte, ja, wenn mir die Züge dieser Hauptpersonen der Geschichte, denen ich freilich nur flüchtig vor einigen Jahren in München begegnet bin, in eigener Erinnerung nicht noch lebhaft vorschwebten. Vermuthlich würde ich der Novelle einen Platz unter ihren in der neuern deutschen Literatur zahlreichen Schwestern, deren Handlung auf rein psychologischem Gebiete vor sich geht, angewiesen, würde sie in manchen Beziehungen Paul Heyse's „Unheilbar" an die Seite gestellt, übrigens aber ihren eigenartigen, von tiefsinnigem Humor durchwehten Ton hervorgehoben haben.

Aber es kommt jetzt gar nicht mehr darauf an, welchen Eindruck die Geschichte, die von Anfang an ein Stück Selbstbiographie sein wollte, ohne unsere Kenntniß ihres wirklichen Ausgangs auf uns machen würde. Denn in der neuen Ausgabe tritt sie uns, durch die Zugabe von Freundeshand, die uns die nackte Wahrheit in ergreifend schöner Sprache mit liebevoller Spannung enthüllt, wenn nicht mit dem Anspruche so doch mit der Erlaubniß entgegen, nur im Zusammenhange mit unserer Kenntniß der wirklichen Katastrophe beurtheilt zu werden.

Es hat etwas tief Erschütterndes, den freundlichen Ausgang, den der kranke Dichter selbst, eine Weile hoffnungsreichen Phantasien nachgebend, seiner Geschichte verliehen, mit dem furchtbar tragischen Ende zu vergleichen, welches das unerbittliche Schicksal in Wirklichkeit für dieselbe bereit hielt. Die ähnliche Katastrophe in Shakespeare's Romeo und Julie erweckt „Furcht und Mitleid" in uns, wie nur wenige andere. Daß wir es in unserem Falle mit einer wahren Begebenheit zu thun haben, kann ihre tragische Wirkung natürlich nicht beeinträchtigen; und daß der Herausgeber es uns nahe gelegt, diesen wahren Ausgang der Geschichte dem von ihrem Helden selbst ersonnenen zu substituiren, rechtfertigt sich schon dadurch, daß — offen gesagt — die Wirklichkeit hier poetisch logischer wirkt, als die Dichtung. Daß die Liebe in Wahrheit ein organisches körperliches Leiden zu heilen vermöge, wird Niemand in unserem nüchternen Zeitalter ernstlich glauben. Der Dichter hat mit diesem Motive nur seinen eigenen leicht erklärlichen Wunsch poetisch verklärt. Daß dagegen ein Held von dem Charakter, den Anlagen und den Anschauungen des Verstorbenen einem hoffnungslosen Leiden durch freiwilligen Tod ein Ende machen würde, erscheint durchaus wahrscheinlich. Gleichwohl begründet sein erster Selbstmord, wie die Sachen liegen, eine tragische Schuld, die durch das entsetzliche Wiedererwachen und dessen begleitende Umstände poetisch gesühnt wird, sodaß in dem letzten, wirklich zum Ziele führenden Selbstmord keine erneute Schuld, sondern nur die einzig mögliche Lösung im Sinne der poetischen Gerechtigkeit gefunden werden kann. Die Natur bietet so selten malerische oder dramatische Motive dar, die ganz ohne „Arrangement" künstlerisch wirken, daß es wenigstens für jeden

Künstler oder Dichter vom höchsten Interesse ist, solche kennen zu lernen. Die vorliegende Geschichte, die ich, wie gesagt, nur als Ganzes mit Wilbrandt's biographischer Einleitung aufzufassen vermag, wird dementsprechend den Künstler oder Dichter mehr fesseln, als den Laien, wie sie sich auch schon durch ihre gedankenreiche, aus Ernst und Humor in feiner Weise gemischte Diction überhaupt nur an die höchst Gebildeten zu wenden scheint.

Daß einem rein pathologischen Stoffe, wie diesem, ernste Bedenken vom künstlerischen Standpunkte aus entgegenstehen, kann freilich nicht geleugnet werden; und wenn ein ganz objectiver Kritiker dieser an Werther erinnernden fortwährenden Selbstbespiegelung gegenüber sich ablehnend verhalten würde, so würde das nicht unverständlich erscheinen. Viele aber werden derartige Bedenken über der sinnigen, von philosophischem Geiste durchdrungenen Behandlung hier, wie beim Werther, vergessen; und mindestens wird Jeder eine höchst interessante psychologische Studie nach der Wirklichkeit in dieser einfachen und traurigen Geschichte anerkennen müssen. Es wird nicht angebracht sein, die kleine Schrift irgend einer ästhetischen Rubrik unterzuordnen; auch Wilbrandt gibt zu, daß die novellistische Form in ihr wenig zu bedeuten hat; genug, daß schwerlich ein selbstdenkender und empfindender Mensch sie aus der Hand legen wird, ohne in seinem Gedanken-, wie in seinem Empfindungsleben mächtig berührt worden zu sein.

Karl Woermann.

*

Neue Novellen von Adolf Stern. (Leipzig, J. J. Weber. 1875.)

Keine Dichtungsform ist in neuerer Zeit von den Deutschen mit so viel Glück angebaut und gepflegt worden, wie die der Novelle. Während wir im Romane von den Engländern, ja selbst von den Franzosen noch tief in Schatten gestellt werden, haben wir sie in dieser Gattung ohne Ruhmredigkeit weit überflügelt. Schon frühere Arbeiten Stern's, seine „Novellen vom Königssee" und seine „Historischen Novellen" ragen aus der Menge hervor. Seine Dichtungen zeugen für die tiefe Innerlichkeit seines poetischen Berufs und die künstlerische Begeisterung, mit der er sich demselben weiht. Wohl möglich, daß gerade dieser Vorzug seinem den Ernst des Lebens vielleicht zu ausschließlich in's Auge fassenden Schaffen eine gewisse Schwere giebt, und an seinen Darstellungen jene leichte Gefälligkeit vermissen läßt, welche an manchem ihm untergeordneten Talente anmuthet und blendet; gewiß finden wir aber auch eben nur deshalb eine Weihe über dieselben verbreitet, die heute immer seltner zu werden droht, gewiß erscheinen sie gerade nur deshalb so frei von jeder außerkünstlerischen Nebenabsicht, von der wir die meisten, selbst manche genialeren Hervorbringungen der Gegenwart beeinflußt und getrübt sehen.

Diese Eigenthümlichkeit und dieser Vorzug des Dichters ist auch der vorliegenden Novellensammlung wieder eigen. Sie schließen sich ihrem Inhalte nach sonst aber nur theilweise den früheren an; diese brachten durchgehend Conflicte zur Darstellung und zu poetischer Lösung, wie sie aus dem Zusammenstoße von Einzelschicksalen mit dem Gange der großen Weltbegebenheiten hervorgehen, während aus dem neuen Bande nur drei zu dieser Gruppe gehören, wogegen die übrigen: "Et ego in Arcadia", „Ellen" und „Verrathene Ideale" unmittelbar aus Zuständen der modernen Gesellschaft und aus Lebensanschauungen entwickelt sind, welche diese bewegen. In allen ist jener Vorzug noch zugleich mit einem Fortschritt in der äußeren Darstellung und mit einer noch größeren Vertiefung und Reife der Lebensauffassung verbunden. Ein noch wärmeres Colorit, ein sonnigeres Leben, eine noch feinere, die Härten und Schroffheiten der Charakteristik hinweg tilgende Vertheilung von Licht und Schatten zeichnet vor Allen „Ellen" und „Verrathene Ideale" aus, obschon in ihnen der Conflict etwas auf die Spitze getrieben, die Lösung desselben aber vielleicht nur eine vorübergehende und scheinbare ist. In „Die Fluth des Lebens" und "Et ego in Arcadia" finden wir uns dagegen vom Dichter durch den Gesammteindruck in völlig harmonischer Stimmung entlassen. In der ersten dieser beiden Novellen stellt uns der Dichter dar, wie ein jugendliches, phantasievolles Gemüth sich aus stiller Weltabgeschiedenheit nach dem wallenden Strome des Lebens sehnt, und, selbst auf die Gefahr hin, unter seinen Wellen begraben zu werden, mit vollen Zügen daraus zu trinken lechzt. In nächtlicher Stille wird der Held von dieser verhängnißvoll heraufbeschworenen Fluth ergriffen und fühlt sich als der Beschützer eines herrlichen, vom Unglück in seiner Schöne noch verklärten Weibes auf den Gipfel des Lebens gehoben. In seinen Blicken erschließt sich ihm

aller Glanz des Daseins und in der Vertheidigung, zur Rettung dieses Weibes opfert er sein Leben, während der kalte Strom der Welt über seine Leiche wild dahinbraust. Vielleicht, daß die tragische Schönheit dieses Vorganges noch reiner hervorgetreten wäre, wenn es dem Dichter gefallen hätte, seinen Helden den Preis für eine Spanne höchsten Lebensgefühls mit noch freierer, ungetrübterer Stimmung und ohne jeden bitteren Nebengedanken zahlen zu lassen.

Auch in den übrigen Dichtungen erscheint der Gesichtskreis des Verfassers als ein außerordentlich weiter. Das Leben vergangener Zeiten, ihre Localität, ihre Sitten und Zustände stehen ihm ebenso lebendig vor Augen, wie die Erscheinungen der unmittelbaren Gegenwart. Er beherrscht die Mittel der sprachlichen Darstellung vollständig und weiß sie mit feinfinnigem Gefühl für charakteristische Schönheit zu beleben.

R. Prölß.

Kleine Bücherschau.

„In sieben Farben. Ein Bündel Gedichte von Engelbert Albrecht." Unter diesem barocken Titel erschien bei Theodor Ackermann in München ein Bändchen Lyrik. Die sieben Farben sind die des Regenbogens. Zum Glück sind die Gedichte besser als ihr Titel, denn sie geben uns zum Mindesten das Recht, den Verfasser aufzumuntern. Leider ist er nicht wählerisch genug. Er hätte die Symbolik der sieben Farben getreuer einhalten und sich in der That mit nur einem — Bogen begnügen sollen.

Der Vorwurf einer zu geringen Selbstkritik trifft auch H. Falkland, der seine „Gedichte" im Verlag der G. J. Manz'schen Buchhandlung in Wien herausgegeben hat. Neben Erzeugnissen von blutiger Unreife finden sich in diesem, 344 Seiten starken, Band manche überraschend sinnige und gehaltvolle. Den Anfang machen nicht weniger als 59 Sonette. Heine's Rath hat noch immer viel für sich: In Deutschland eine Sonettensteuer zu erheben.

A. Mels hat einen vierbändigen Roman veröffentlicht: „Unsichtbare Mächte" (Leipzig, Ernst Julius Günther). Leider ist eine Macht darin nur allzu sichtbar: Die Sensationsgier um jeden Preis. Napoleon III, Eugenie, Bismarck, Pater Beckx, Louis Veuillot, Lothar Bucher, Mazzini u. s. w. kommen hier als handelnde und was noch schlimmer ist, als redende Personen vor, und es erscheint ungeheuerlich, wie sich in einzelnen Capiteln die gewagtesten Effecte überstürzen. Wer die ganze Gattung gelten läßt, wird den combinatorischen Scharfsinn des Verfassers bewundern. Wer sie nicht gelten läßt, wird immerhin die gefällige Darstellungsgabe und die geistvolle dramatische Zuspitzung einiger Situationen — z. B. der Begegnung zwischen Napoleon und Mazzini — anerkennen müssen.

Von Karl Braun's „Nordgeschichten" (Hannover, Carl Rümpler) las ich nur die erste: „Ziobà". Sie enthüllte sich zu meiner Freude als eine alte Bekannte von mir aus der Revue des deux mondes. Es liegt hier jedenfalls eine gemeinsame Quelle vor. Aber man freut sich doch immer über ein so unvermuthetes Wiedersehen.

Miscellen.

Daß die deutschen Theaterbeherrscher den Franzosen noch immer übergebührlich entgegenkommen, davon giebt selbst Heinrich Laube in seinem Buch: „Das Wiener Stadttheater" ein heiteres Beispiel. Er erzählt (S. 191) wie er ein französisches Stück unbesehen angekauft habe: „Und als ich es dann besah, war es nicht zu brauchen." G. von Moser versprach einen Heilungsversuch und Laube gab ihm das Stück mit Freuden, erhielt aber nach einigen Wochen sein lahmes Roß von Moser mit der Bemerkung zurück: das wisse auch er nicht zu curiren. — Beneidenswerthe Franzosen! Unsre heimischen Dichter bringen es mit ihren Dramen zwar ebenfalls bis zum Nichtbesehenwerden; aber dafür werden sie auch nicht angekauft! Und das ist kein bitterer Scherz. Eduard Devrient, dem Niemand Sachkenntniß absprechen wird, bestätigt in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst," daß die meisten eingereichten Stücke ungelesen bleiben.

*

In einer Besprechung des ersten der „Neuen Monatshefte" knüpft Bruno Meyer an den von uns veröffentlichten Vorschlag an: ein „Kinderbuch für Erwachsene" zusammen zu stellen, eine „Sammlung aller Kinderaussprüche, die des unbewußten Tiefsinns voll sind oder auf denen der Himmelsthau eines unwillkürlichen Humors sitzt." Bruno Meyer nennt diesen Vorschlag sehr hübsch und steuert folgende hierhergehörige Kinderanekdoten bei:

„In einer Familie sind kurz hintereinander mehrere Kinder gestorben. Schon wieder steht

eine kleine Leiche im Hause. Ein Freund des Hauses kommt, und ein kleines Mädchen öffnet ihm. „Ist Papa zu sprechen?" — „„Nein, er ist ausgegangen."" — „Nun, kannst Du mir vielleicht sagen, wann Dein Brüderchen beerdigt wird?" — Darauf die Kleine schluchzend: „„Papa begräbt uns immer Morgens um 8 Uhr.""

Ein kleiner Knabe sitzt mit einer Harmonica in der Hand während eines Gewitters auf dem Schoße der Mutter. „Hörst Du, wie der liebe Gott zornig ist?" spricht diese zu dem Kinde. Darauf der Knabe, ganz vergnügt sein Instrument hochhebend: „„Mama, soll ich dem lieben Gott was vordudeln?"" — Feuerbach's ganze Religionsphilosophie ist nicht tiefsinniger!"

*

Eine gewisse Sorte von modernem „Realismus" ironisirt Carl Gutzkow in einem Aufsatz: „Was sich der Buchladen erzählt" auf folgende geistreiche Weise: „Deutsches Volk, bei der Arbeit suche hinfort die Dichtkunst auf! Die Poesie war bisher nur Bummelthum! Auch Schiller und Goethe waren in gewissem Sinne Bummler und Jean Paul hatte sogar Anlagen zu criminalwidrigen Handlungen. Die deutsche Literatur muß arbeiten, sie muß an die Hobelbank! Von den Menschen, die uns die Dichter vorführen, muß man wissen, wovon sie leben, welches ihre jährliche Einnahme ist und wie viel sie in die Steuerkasse abzutragen haben. Denn wer ist denn dieser lächerliche „Oscar" — wer ist denn so ein simpler jungdeutscher „Edmund"! diese blaß umrissenen Gestalten ohne beschwertes Portemonnais, ohne die Fähigkeit einem Dienstboten, der ihnen die Treppe hinunterleuchtet, auch nur fünf Silbergroschen Trinkgeld zu geben. Und überhaupt — wovon lebt selbst Romeo? Wie stand er als Sohn zu seinem Vater? Spricht Paris wohl ein Wort über die Mitgift seiner Braut und hat Mercutio Geld genug, um ehrwürdige alte Matronen so junkerhaft zu verspotten, wie er's thut? Nur da kam Shakespeare aus der Romantik in die Sphäre der modernen Poesie, als Jago sagte: Thu Geld in deinen Beutel! Der nervus rerum, money, die Arbeit und der gesunde Menschenverstand, das sind die richtigen Kriterien der Poesie!" . . . . .

Der vortreffliche Aufsatz, der an solchem satirischen Blitz und Donner reich ist, findet sich in Gutzkow's „Gesammelten Werken" Bd. I. Die schöpferische Kraft des Dichters tritt uns aus dieser Gesammtausgabe in ihrer ganzen Größe und erstaunlichen Vielseitigkeit entgegen.

*

„Für alle Wagen- und Menschenklassen." Plaudereien von Station zu Station. So betitelt sich ein anspruchsloses Plauderbuch, das der Herausgeber d. Bl. bei Ernst Julius Günther in Leipzig binnen Kurzem erscheinen läßt. Das zweite Bändchen wird eine Reihe neuer Epigramme enthalten, von welchen die folgenden vielleicht hierher gehören:

Unsere Theater.

„Das sind die Bretter, die die Welt bedeuten!"
Der Dichter spricht's.
Doch fügt ein Wort hinzu aus alten Zeiten:
„Die Welt ist Nichts!"

Den Gegnern der Kritik.

Ob gegen die Kritik ihr tobt —
Ihr liebt sie doch: wenn sie Euch . . lobt.
Ihr duldet selbst des Tadels Gift: —
Nur daß er Eure Freunde trifft.

Das heutige Publicum.

Warum nur haben sich die Thoren
So dick mit Wachs verstopft die Ohren?
Die Vorsicht, traun! war nicht bedingt —
Da kein Sirenenlied erklingt.

Hoffnungslos.

Nur litterar'sche Dürre weit und breit!
Im neuen Reich wird's täglich böser.
Ach, unsre Leser haben keine Zeit —
Und „Unsre Zeit" hat keine Leser.

Ein Lustspieldichter.

„Ein Stück — wie gerne schrieb ich's doch!
Auch schürzt' ich längst der Handlung Knoten.
Nur fehlt die nöth'ge Sammlung noch."
— Du meinst: Der neu'sten Anekdoten?

Aus unserer Briefmappe.

Erwiderung an Herrn Dr. med. Kurt Mook.

Geehrtester Herr!

Die Erwähnung Seume's im Eingange meines Aufsatzes über Bürger's politische Ansichten bezog sich lediglich auf den Verkauf deutscher Landeskinder an England zur Bekämpfung der amerikanischen Revolution. Ich hob hervor, daß dieser ruchlose Seelenschacher so wenig von Seume, wie von den meisten übrigen gleichzeitigen deutschen Schriftstellern damals mit einem einzigen Worte als eine Ausgeburt frevler Despotenwillkür gebrandmarkt wurde. Die Thatsache stimmt auch mit Seume's eigenen Erklärungen überein. Noch in seinen autobiographischen Erinnerungen bemerkt er: „Ich kann mich nur weniger Kleinigkeiten erinnern, die ich damals geschrieben hätte, und keiner einzigen, die verdient hätte, aufbewahrt zu werden, wäre es auch nur als Beleg der Bildungsgeschichte; Alles war höchst mittelmäßig. Dafür lief ich, wenn ich Zeit hatte, mit Horaz oder Virgil in der Hand, oder auch wohl mit einem alten Homer, in den Wäldern herum, lagerte mich in einer Grotte oder einer alten Baumgruppe und vergaß nicht selten über meinen Lieblingsstellen den Sonnenuntergang, so daß ich oft sehr spät in's Lager oder die Kaserne zurück kam. Daneben war ein alter Hagedorn und ein Exemplar von Hölty, die ich irgendwo aufgetrieben hatte, meine Begleiter." In solchen idyllischen Reminiscenzen schwelgt auch sein „Abschiedsschreiben an Münchhausen," seinen treuen Begleiter in jenen Tagen:

> Erinn're Dich, wie Arm in Arm wir gingen,
> Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
> Die bei Neufundland niedersank;
> Und wie wir auf den Adlerbergen saßen,
> Und in der Dämm'rung Klopstock's Hermann lasen,
> Auf einer Felsenbank.

Erst die französische Revolution erweckte auch in Seume jene glühende Begeisterung für die Freiheit und jenen ingrimmigen Haß wider die Tyrannei, denen die von Ihnen in Nr. 4 dieser Zeitschrift citirten Verse entstammen. Es lag jedoch kein Grund für mich vor, auf diese, mir wohlbekannten Gedichte einer viel späteren Zeit zu verweisen, in welcher das politische Bewußtsein in zahlreichen Schriftstellern unsrer Nation erwacht war.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Adolf Strodtmann.

Berichtigung.

In dem Aufsatz über Hermann Kurz (im Aprilheft) haben sich zwei peinliche Druckfehler eingeschlichen. S. 339 zweite Spalte, Z. 15 von unten ist Regimentsfeldscheer (statt Regimentsfeldherr) und S. 343, zweite Spalte, Z. 20 von oben: im Ruhme des Sonnenwirths (statt: im Busen des Sonnenwirths) zu lesen.

☛ **Zur Nachricht.** Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.

Inserate.

Hermann Kurz, Gesammelte Werke.

Herausgegeben von **Paul Heyse**.

Band-Ausgabe.

Alle Buchhandlungen nehmen Subscriptionen auf diese, zehn Bände à $1\frac{1}{2}$ Mark umfassende, schön gedruckte Ausgabe an, welche sämmtliche Werke des Dichters, **seine herrlichen Romane: „Schillers Heimathjahre“** und **„Sonnenwirth“**, seine **unübertroffenen kleinen Erzählungen, Novellen und Volksgeschichten**, und endlich einen Band **auserlesener Gedichte mit einer Biographie von Paul Heyse** enthält.

Wir machen alle Freunde echter Poesie auf diese werthvolle Ausgabe aufmerksam.

Stuttgart 1875.

Die Verlagshandlung: **A. Kröner.**

Nova.

Durch jede Buchhandlung.

Allmers, H., Auf der Rudelsburg. Lied und Weise. Mit Illustrationen. gr. Fol. 75 Pf.

— — Römische Schlendertage. 3. Aufl. Titelbild v. O. Knille. 5 Mk. 60 Pf. In eleg. Orig.-Einb. $6\frac{1}{2}$ Mk.

— — Marschenbuch. Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe. 2. verm. Aufl. 6 Mk. In eleg. Original-Einband $7\frac{1}{2}$ Mk.

Engel, C., Puppenkomödien I. „Faust.“ Ausg. mit Bibl. Faustiana 2 Mk. 80 Pf. ohne Bibl. Faustiana 1 Mk. 20 Pf. — II. „Der verlorene Sohn.“ — „Der Raubritter.“ 1 Mk. 20 Pf. — III. „Don Juan.“ — „König Cyrus.“ 1 Mk. 20 Pf.

Fitger, A., Fahrendes Volk. Gedichte. 5 Mk. In eleg. Orig.-Einb. 6 Mk.

— — Adalbert von Bremen. Trauerspiel in 5 Aufz. Nebst e. Nachspiel: Hie Reich! Hie Rom! 2. Aufl. 2 Mk., fein geb. 3 Mk.

Stahr, Ad., Ein Jahr in Italien. 5 Theile. 4. verm. Aufl. 15 Mk. In 2 eleg. Orig.-Einbdn. 18 Mk.

-- — Herbstmonate in Oberitalien. Suppl. zu „Italien“. 2. verm. Aufl. 6 Mk. 75 Pf.

Verlag der **Schulze**'schen Buchh. in **Oldenburg.**

Soeben erschienen bei **Rud. Hoffmann** in **Breslau** und sind durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Tremsen. Plattdeutsche Dichtungen in meklenburger Mundart von **Friedrich** und **Karl Eggers**. Herausgegeben mit sprachlichen Erläuterungen und vollständigem Wörterbuche von Dr. Karl Nerger. Preis geheftet Mk. 5.40 (1 Thlr. 24 Sgr.), in Originalreliefband mit Gold- und Schwarzdruck Mk. 6.60 (2 Thlr. 6 Sgr.).

Im Verlag von **J. Wieske** in **Brandenburg** erschien:

Periander,

eine Trilogie von **Ewald Böcker.**

Preis Mk. 3.50 geb. Mk. 4.50.

No. 13 der Gegenwart brachte eine eingehende Besprechung dieses Buches aus der Feder Ernst Wicherts. Unter Hinweis darauf sei die Periander-Trilogie allen Freunden guter dramatischer Literatur auf das Beste empfohlen. Sie wird ihnen sicherlich einen seltenen und hohen Genuß gewähren.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin:

In zweiter Auflage erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

VIONVILLE.

Ein Heldengedicht in drei Gesängen von E. von Wildenbruch.

gr. 8. Elegt. brosch. Preis 1 Mark 50 Pf. gbd. m. Goldschn. 2 M. 50 Pf.

Dies Gedicht, **dessen Widmung Se. Maj. der Kaiser und König, nach Anhörung desselben vom Verfasser selbst, entgegengenommen hat**, feiert in drei, den drei Episoden des grossen Tages möglichst historisch treu nacherzählten Gesängen (I. Kampf der Brandenburger, II. Reiterschlacht von Mars la Tour, III. Kampf der Westphalen) die siegreichen Träger der blutigen Handlung mit vaterländischer und dichterischer Begeisterung.

Wildenbruchs Vionville gehört zu den wenigen patriotischen Gesängen über die grossen Ereignisse von 1870 u. 1871, welche sich einer vorzüglichen Aufnahme von Seiten des Publikums und der Presse zu erfreuen hatten.

Das Erscheinen dieser 2. Auflage spricht am Besten für die Bedeutung und den Werth derselben.

E. von Wildenbruch,

Die Söhne der Sibyllen und der Nornen.

Ein historisches Gedicht, welches in allegorischer Gestalt die Entstehung, Entwicklung und schliessliche Entfaltung des Romanenthums und des Germanenthums, in deren Verhältniss zu einander zur Darstellung bringt. Preis broschirt 2 Mark.

Feldflüchters.

Plattdütsch Leeder un Läuschen in Mecklenbörger Mundort von Eduard Hobein.

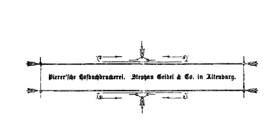
Miniatur-Ausgabe. Elegant geh. 2 Mark. Geb. mit Goldschnitt 3 Mark.

Ueber

Mundarten und mundartige Dichtung.

Von Klaus Groth.

gr. 8. broschirt. Preis 1 Mark 50 Pfennige.


Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.